

Für Sonja und Johanna

Peter Eisenberg

Grundriß der deutschen Grammatik

Band 2: Der Satz

S. 1 - 55

Verlag J. B. Metzler
Stuttgart · Weimar

1999

7M
98
4738
2.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Eisenberg, Peter:

Grundriß der deutschen Grammatik / Peter Eisenberg.

– Stuttgart ; Weimar : Metzler

Bd. 2. Der Satz. – 1999

ISBN 3-476-01642-0

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem, säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

ISBN 3-476-01642-0

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 1999 J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH in Stuttgart

Einbandgestaltung: Willy Löffelhardt

Satz: Typomedia Satztechnik GmbH, Scharnhausen

Druck und Bindung: Franz Spiegel Buch GmbH, Ulm

Printed in Germany

Verlag J. B. Metzler Stuttgart · Weimar



Inhaltsverzeichnis

Vorwort	VIII
Hinweise für den Benutzer	X
Abkürzungen und Symbole	XI
1. Rahmen und Zielsetzungen	1
1.1 Zur Aufgabe von Grammatiken	1
1.2 Sprachfunktion und Sprachstruktur	6
2. Grundbegriffe	13
2.1 Syntaktische Kategorien	13
2.2 Syntaktische Strukturen	24
2.2.1 Form und syntaktische Mittel	24
2.2.2 Das Strukturformat	28
2.2.3 Syntagmatische Relationen	32
2.3 Syntaktische Relationen	38
2.3.1 Syntaktische Relationen als definierte Begriffe	38
2.3.2 Syntaktische Relationen im Deutschen	44
3. Das Verb: Valenz, Argumente und Satzstruktur	56
3.1 Übersicht	56
3.2 Vollverben	58
3.2.1 Das Kategoriensystem: Valenz und Komplementstruktur	58
3.2.2 Valenz und Bedeutung	70
3.2.3 Argumentstruktur und Kasusselektion	74
3.3 Kopulaverben	85
3.4 Modalverben	90
4. Die Einheitenkategorien des Verbs	100
4.1 Übersicht: Die Menge der Verbformen	100
4.2 Grundzüge des verbalen Flexionsparadigmas	103
4.3 Das Tempus	105
4.4 Indikativ und Konjunktiv	114
4.5 Aktiv und Passiv	123
5. Substantiv, Artikel, Pronomen	135
5.1 Die Flexion des Substantivs	135
5.2 Der Artikel. Determination und Quantifikation	138
5.3 Wortkategorien des Substantivs	148
5.3.1 Das Genus	148
5.3.2 Individualität: Gattungsnamen, Stoffnamen, Eigennamen	157

5.4	Pronomina	165
5.4.1	Gebrauch und Funktion von Pronomina. Grundbegriffe der Deixis	165
5.4.2	Das Personalpronomen	170
5.4.3	Determinativpronomina: Demonstrativa, Possessiva, Indefinita	178
5.4.4	Fragepronomina	183
6.	Präpositionen und Konjunktionen	188
6.1	Präpositionen	188
6.1.1	Präposition und Präpositionalgruppe	188
6.1.2	Verschmelzungen	196
6.2	Konjunktionen	200
6.2.1	Subordinierende Konjunktionen	201
6.2.2	Koordinierende Konjunktionen	202
7.	Adverb, Adverbial, Partikeln	205
7.1	Abgrenzung und Begriffliches	205
7.2	Adverbien	209
7.2.1	Adverbien als Adverbiale zum Satz	209
7.2.2	Frageadverbien	217
7.3	Adjektive als Adverbiale zum Verb	220
7.4	(Partikeln: Fokussierung und Abtönung)	227
8.	Attribute	231
8.1	Übersicht	231
8.2	Das adjektivische Attribut	232
8.3	Substantivische Attribute und Apposition	241
8.3.1	Das Genitivattribut	241
8.3.2	Enge Apposition	249
8.4	Präpositionalattribut und Substantivvalenz)	256
8.5	(Relativpronomen und Relativsatz)	263
9.	Subjekte und Objekte	273
9.1	Subjekt und direktes Objekt	273
9.1.1	Semantisches, psychologisches, logisches Subjekt	274
9.1.2	Grammatisches Subjekt und direktes Objekt	278
9.2	Indirektes Objekt, Dativobjekt, freier Dativ	286
9.3	Präpositionalobjekt und präpositionales Adverbial	293
9.4	Funktionsverbgefüge	299
10.	Adverbial- und Ergänzungssätze	308
10.1	Übersicht	308
10.2	Ergänzungssätze	310
10.2.1	Konjunktionalsatz und indirekter Fragesatz	310
10.2.2	Indirekter Fragesatz und Relativsatz	313
10.3	Zur Grammatik der Korrelate	318

10.4	Adverbialsätze	322
10.4.1	Kausale und temporale Konjunktionalsätze	322
10.4.2	Konditionalsätze	331
11.	Infinitivkonstruktionen	339
11.1	Übersicht	339
11.2	Ergänzungen	343
11.2.1	Infinitive mit <i>zu</i>	343
11.2.2	Der <i>AcI</i>	355
11.3	Adverbiale	360
12.	Koordination	367
12.1	Zum Begriff Koordination	367
12.2	Grundzüge der Koordination mit <i>und</i>	369
12.3	Koordination und Vergleichssätze	377
13.	Wortstellung	384
13.1	Satzgliedstellung	384
13.1.1	Satztypen und topologische Felder	384
13.1.2	Die Satzgliedfolge im Mittelfeld	394
13.2	Zur Topologie der Nominalgruppe	400
	Aufgabenstellungen	411
	Lösungshinweise	449
	Siglen	501
	Literaturverzeichnis	503
	Sachregister	527
	Wortregister	540

MV	Modalverb	Inf	reiner Infinitiv
MV1	Modalverb Typ 1	Infl	Inflektiv
MV2	Modalverb Typ 2	Komp	Komparativ
NDEF	nicht definit	Konj	Konjunktiv
NEG	Negationselement	Mask	maskulin
NEUT	Neutrum	Neut	neutral
NOM	regiert Nominativ	Nom	Nominativ
NOMIAKK	regiert Nominativ und Akkusativ	Nor	kernorientiert (nucleus oriented)
NRES	nicht restringiert im Numerus	Part	Partizip
NUM	Numerale	Pas	Passiv
OB	regiert <i>ob</i> -Satz	Pf	Perfekt
PLT	Pluraletantum	Pl	Plural
POS	Possessivpronomen	Pos	Positiv
PRO	Pronomen	Pqpf	Plusquamperfekt
PRP	Eigenname (Proper noun)	Präs	Präsens
PRS	Personalpronomen	Prät	Präteritum (Imperfekt)
REL	Relativpronomen	Sg	Singular
RES	restringiert im Numerus	Sup	Superlativ
SBST	Substantiv	Unfl	unflektiert
SGT	Singularetantum	Zinf	zu-Infinitiv
1ST	einstellig		
2ST	zweistellig	Sonstiges	
SUB	subord. Konjunktion	→	siehe auch (Sachregister)
UNSP	unspezifiziert (Valenz)	*	ungrammatisch
VODAT	regiert PrGr mit <i>von</i>	△	unanalysiert
VV	Vollverb	≥	größer oder gleich
WIE	regiert <i>w</i> -Satz	≤	kleiner oder gleich
ZINF	regiert <i>zu</i> -Infinitiv	~	Negation (nicht)
		^	Konjunktion (und)
		v	Disjunktion (oder)
		⊃	Implikation (wenn)
		←	weil
		<	da
			Rektionsbeziehung
		--- --	Kongruenzbeziehung
		++++	Identitätsbeziehung
		-+--+	Positionsbezug
		----	syntaktische Relation, direkt oder unspezifiziert
		---...-	syntaktische Relation, indirekt
		//	phonologische Einheit
		[]	phonetische Einheit
		< >	graphematische Einheit
Einheitenkategorien			
Akk	Akkusativ		
Akt	Aktiv		
Dat	Dativ		
Det	determinierend (Adj.)		
Fem	feminin		
Fut1	Futur 1		
Fut2	Futur 2		
Gen	Genitiv		
Hor	kopforientiert (head oriented)		
Idet	indeterminierend (Adj.)		
Imp	Imperativ		
Ind	Indikativ		

1. Rahmen und Zielsetzungen

1.1 Zur Aufgabe von Grammatiken

Eine Grammatik als Gebrauchsbuch soll Auskunft darüber geben, was richtig und was falsch ist. Eine deutsche Grammatik stellt fest, was zum Deutschen gehört und was nicht. Das Richtige seinerseits ist für eine Gebrauchsgrammatik nicht einfach richtig, sondern es kann ›kaum noch gebräuchlich‹ oder ›sogar schon möglich‹ sein, ›unschön‹ oder ›gewählt‹, ›geziert‹ oder ›schwerfällig‹.

Diese und viele andere wertende Prädikate verwendet die Duden-Grammatik zur Kennzeichnung von Ausdrücken, die für die große Mehrheit der Sprecher des Deutschen selbstverständlich sind, die sie gebrauchen, ohne sich je um die Meinung einer Grammatik zu kümmern. Fängt jemand erst an, eine Grammatik zu konsultieren, so hat sich sein Verhältnis zur Sprache schon entscheidend geändert. Er ist zu ihr auf Distanz gegangen, er ist dabei, seine Sprache mit ›dem Deutschen‹ zu vergleichen.

Das Verhältnis von Gebrauchsgrammatik und Sprache wird ganz deutlich, wenn man sich vorstellt, es gäbe keine Grammatik. Wir unterstellen, daß der Wille zum richtigen und sogar guten Deutsch nicht an der Existenz einer Grammatik hängt, wo immer er sonst herkommt. Wer ohne eine Grammatik richtig und gut sprechen will und sich dabei nicht auf sich selbst verläßt, kann nichts anderes tun, als andere Sprecher fragen, ob man so und so sagen könne. Irgendwann wird es ihm dann wie Schuppen von den Augen fallen, daß er von seinem Nachbarn oder irgendjemandem sonst keine bessere Auskunft bekommen kann als von sich selbst. Sagt ihm jemand ›Du sprichst schlecht‹ oder ›Deine Ausdrucksweise ist unschön‹ so wird ihm klar, daß gut und schlecht, schön und unschön, richtig und falsch nichts sind als andere Bezeichnungen für ›meine Sprache‹ und ›deine Sprache‹. Das Deutsch der anderen, die sagen, wie es gut und richtig ist, wird in der Regel ›die deutsche Standardsprache‹ genannt, oder auch ›deutsche Literatursprache‹ oder einfach ›Hochdeutsch‹. ›Mein Deutsch‹ dagegen bedeutet in der Regel ›mein Dialekt‹, ›mein Jargon‹, ›meine Alltagssprache‹.

Die Funktion von Grammatiken in diesem Zusammenhang ist es seit jeher gewesen, das Denken in den Kategorien ›meine Sprache‹ und ›deine Sprache‹ zu vermeiden und zu verhindern, es gar nicht dazu kommen zu lassen. Ist eine Grammatik als explizite, kodifizierte Norm einmal anerkannt, so beweist das nur, daß auch die Existenz einer bestimmten Sprachausprägung, etwa das Hochdeutsche, als weitgehend unabhängig von den Sprechern anerkannt ist. Die Grammatik als kodifizierte Norm verhilft einer bestimmten Sprachausprägung zum Anschein des Natürlichen, zumindest aber des nicht hinterfragbar Gegebenen. Zwar mögen einsichtsvolle Leute – unter ihnen sicherlich die Linguisten – längst wissen und auch sagen, daß es ›das Hochdeutsche‹ nicht gibt, daß die Sprache des Einen nicht schlechter sei als die des Anderen und daß es höchstens gewisse praktische Gründe für sprachliche Vereinheitlichun-

gen gebe: Sie werden wenig an der Vorstellung ändern, man könne mithilfe der Grammatik zu richtigem Deutsch gelangen. Wer nicht glaubt, daß es sich so verhält, sollte einmal einige der Briefe mit Anfragen an Sprachberatungsstellen lesen (Berger 1968; Tebartz-van Elst 1991; Stetter 1995). Die Mitarbeiter solcher Beratungsstellen werden kaum einmal um ihre Ansicht zu diesem oder jenem Problem gebeten. Meist wird vielmehr gefragt, wie es sich denn »wirklich« verhalte.

Und der Bedarf an Sprachberatung wächst. Wir verfügen heute über ungefähr ein Dutzend Beratungsstellen im deutschsprachigen Raum. »Auffallend ist der Anstieg von Gründungen in den letzten fünfzehn Jahren« (Lehr 1998: 207). Diese Entwicklung steht in auffälligem Gegensatz zum Selbstverständnis zumindest eines bedeutenden Teils der Sprachwissenschaft. Die Sprachwissenschaft hat sich ja während der 70er Jahre ausdrücklich unter deskriptiver Flagge neu konstituiert. Älteren Grammatiken hielt man neben ihrer historischen Ausrichtung und allerlei Mängeln an »Wissenschaftlichkeit« (dazu Cherubim 1975; Platz 1977; Rüttenauer 1979) immer wieder ihre normative Ausrichtung vor (Lyons 1980: 43 ff.; dazu auch Hartung 1977: 43 ff.; Lang, M./Thümmel, W. 1974). Die neue Sprachwissenschaft nannte sich Linguistik und verstand sich als deskriptiv. Eine Grammatik soll erfassen, was ist, und nicht vorschreiben, was sein soll.

Die Möglichkeit des Ausspielens einer deskriptiven gegen eine präskriptive (normative) Grammatik ist konjunkturabhängig, erweist sich aber auch aus immanenten Gründen als problematisch.

Einmal ist es nicht die Grammatik selbst, die normativ ist, sondern der Gebrauch, der von ihr gemacht wird. Jede deskriptive Grammatik kann so verwendet werden, u. U. ganz gegen die Intentionen ihrer Verfasser. Zweitens führt die Präzisierung der Termini »Grammatik« und »Sprache«, wie sie in der neueren Linguistik akzeptiert ist, auch theoretisch zu der Einsicht, daß Deskription und Präskription kaum zu trennen sind. Das Problem liegt bei der Vollständigkeit, mit der eine Grammatik eine Sprache erfassen soll. In seinem 1957 erstmals erschienenen und allgemein als für den neuen Grammatikbegriff epochemachend angesehenen Büchlein »Syntactic Structures« schreibt Noam Chomsky über das Verhältnis von Grammatik und Sprache (1973: 15 f.): »Von jetzt ab werde ich unter einer Sprache eine (endliche oder unendliche) Menge von Sätzen verstehen, jeder endlich in seiner Länge und konstruiert aus einer endlichen Menge von Elementen. Alle natürlichen Sprachen – in ihrer gesprochenen oder geschriebenen Form – sind Sprachen in diesem Sinn, da jede natürliche Sprache eine endliche Zahl von Phonemen (oder Buchstaben in ihrem Alphabet) hat und jeder Satz als eine endliche Folge von Phonemen (oder Buchstaben) dargestellt werden kann, obwohl es unendlich viele Sätze gibt. Ähnlich kann die Menge von »Sätzen« irgendeines formalisierten Systems der Mathematik als eine Sprache verstanden werden. Das grundsätzliche Ziel bei der linguistischen Analyse einer Sprache L ist es, die grammatischen Folgen, die Sätze von L sind, von den ungrammatischen Folgen, die nicht Sätze von L sind, zu sondern und die Struktur der grammatischen Folgen zu studieren. Die Grammatik von L wird deshalb eine Vorrichtung sein, die sämtliche der grammatischen Folgen von L erzeugt und keine der ungrammatischen ...

Zu beachten ist, daß es genügt, um die Ziele der Grammatik sinnvoll zu setzen, eine Teilkenntnis von Sätzen und Nicht-Sätzen anzunehmen. Das heißt, wir können für diese Diskussion annehmen, daß gewisse Folgen von Phonemen eindeutig Sätze und daß gewisse andere Folgen eindeutig Nicht-Sätze sind. In vielen mittleren Fällen werden wir dann so weit sein, die Grammatik selbst entscheiden zu lassen, wenn nämlich die Grammatik in der einfachsten Weise aufgestellt ist, so daß sie die klaren Sätze ein- und die klaren Nicht-Sätze ausschließt.«

Die Sprache als Menge von Sätzen und die Grammatik als Mechanismus, der genau diese Menge von Sätzen erzeugt: das sind Begrifflichkeiten, die so ausschließlich auf konstruierte Sprachen passen, in denen sich die Frage der Abgrenzung grammatischer und ungrammatischer Sätze aus dem Sprachgebrauch heraus gar nicht stellt. Werden sie auf natürliche Sprachen – so nennt man unsere Sprachen, eben so, als seien sie ein Stück Natur – angewendet, dann bringt allein die Forderung nach Abgrenzung der grammatischen von den ungrammatischen Sätzen die Behauptung vom deskriptiven Charakter der Grammatik ins Wanken. Die Grammatik selbst ist es, die bestimmt, welche der Zweifelsfälle noch zur Sprache gehören und welche schon nicht mehr. Es ist und bleibt Aufgabe der Grammatik, zwischen richtig und falsch für eine Sprache zu entscheiden (ausführlicher Gloy 1993; Wort 1.2).

Man muß allerdings zugestehen, daß die Gründe, die zu dieser Aufgabenstellung für die Grammatik führen, bei der normativen gänzlich andere sind als bei der, die deskriptiv sein möchte. Geht es im ersten Fall um Fortschreibung und Durchsetzung einer bestimmten Sprachausprägung für alle Sprecher, so geht es im zweiten Fall um den Versuch, eine Sprache möglichst vollständig und in diesem Sinne genau zu erfassen. Beiden gemeinsam ist aber, daß sie von der zweiten und eigentlich interessanten Aufgabe von Grammatiken absehen.

Grammatiker streiten sich ja häufig. Sie arbeiten unterschiedliche Lösungen für dieselben Mengen von Fakten aus und setzen sich darüber auseinander, welche der Lösungen die bessere oder gar die richtige ist. Beispielsweise gibt es eine lange Diskussion darüber, wieviele und welche Wortarten das Deutsche hat. Eine solche Frage betrifft nicht die Unterscheidung von richtig und falsch, sondern sie betrifft die Klassifikation von Einheiten, deren Zugehörigkeit zur Sprache außer Zweifel steht. Statt um richtig und falsch geht es darum, welche Struktur ein bestimmter Bereich des Deutschen hat. Grammatische Auseinandersetzungen sind meistens Auseinandersetzungen über Strukturen, auch wenn sie nicht als solche verstanden werden. Die zweite Aufgabenstellung der Grammatik besteht also darin, Aussagen über die Struktur von sprachlichen Einheiten zu machen. Diese Aufgabe widerspricht der ersten nicht, sie geht aber wesentlich über sie hinaus. Man kann sehr wohl zwischen richtig und falsch für eine Sprache unterscheiden, ohne das Geringste über die Struktur der richtig gebildeten Einheiten zu wissen. Man kann aber nicht über die Struktur von sprachlichen Einheiten reden, ohne zu wissen, daß sie welche sind, d. h. zur Sprache gehören.

Dennoch stellt sich das Problem von richtig und falsch für den an der grammatischen Struktur Interessierten ganz anders dar als für den, der vor allem ein Interesse an der Norm hat. Jemand möchte begründen, daß er zu spät kommt, und sagt »Ich komme erst jetzt, weil ich hab noch gearbeitet«. Aus-

drücke dieser Form kommen im gesprochenen Deutsch ziemlich häufig vor, gelten aber ebenso häufig als falsch oder schlechtes Deutsch (Kann 1972; Eisenberg 1993; Duden 1997: 811). Dem Sprachnormer fällt dazu genau eins ein, nämlich »Richtig muß es heißen ... **weil ich noch gearbeitet habe.**«

Für sich genommen ist diese Aussage blind. Sie sagt dem Belehrten nichts, solange sie nicht begründet und verallgemeinerbar wird. In einem bestimmten Sinne ist sie nicht einmal verstehbar. Fängt man aber an, die Aussage zu begründen und zu verallgemeinern, dann redet man auch über die Struktur des Satzes, um den es geht. Das beginnt mit der Feststellung, daß hier »fälschlicherweise« die Nebensatzstellung (finites Verb am Schluß) durch die Hauptsatzstellung (finites Verb an zweiter Stelle) ersetzt wurde. Schon diese Feststellung beinhaltet viel Strukturelles, denn sie weist darauf hin, daß der Sprecher nicht einfach den Bereich der Regeln verläßt. Vielmehr wählt er eine Konstruktion, die es im Deutschen tatsächlich gibt. Und es gibt neben **weil** sogar eine andere kausale Konjunktion, die den Hauptsatz verlangt, nämlich **denn**. Daß **denn** und **weil** beinahe dasselbe bedeuten, könnte sehr wohl ein Grund für die »Verwechslung« von Haupt- und Nebensatz sein. Geht man dem weiter nach, dann stellt sich heraus, daß die Hauptsatzstellung gern auch bei **obwohl** verwendet wird. **Obwohl** ist konzessiv, und bei den Konzessivsätzen gibt es wie bei den Kausalsätzen ebenfalls die Konstruktion Hauptsatz + Hauptsatz, eingeleitet etwa mit **zwar** ... **aber**.

Möglicherweise sind **denn** und **zwar** ... **aber** so auf das Geschriebene festgelegt, daß ihre Funktion im Gesprochenen von **weil** und **obwohl** übernommen wird. Dazu gehört zum Beispiel, daß mit jedem der Hauptsätze ein selbständiger Sprechakt realisiert werden kann. Mit zwei Hauptsätzen kann man zweierlei behaupten, während mit dem Gefüge aus Haupt- und Nebensatz eine Behauptung mit Begründung aufgestellt wird (12.2).

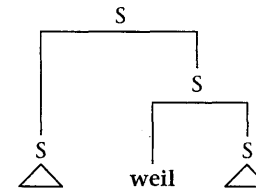
Diese Sicht paßt dazu, daß wir eine andere kausale Konjunktion haben, bei der die Hauptsatzstellung nicht vorkommt, nämlich **da**. **Da** ist weitgehend auf das geschriebene Deutsch beschränkt, was bedeuten könnte, daß ihm die Freiheiten der gesprochenen Sprache verschlossen sind. Aber auch semantische Gründe spielen möglicherweise eine Rolle. Man kann nach Bedeutungsunterschieden zwischen **da** und **weil** fragen, wobei **weil** mit Hauptsatz noch einmal eine andere Bedeutung haben könnte als mit Nebensatz (10.2.2).

Und vielleicht ist man sich des im **weil**-Satz gegebenen Grundes nicht so sicher wie bei **da**. Vielleicht verwendet der Sprecher **weil** dann, wenn er eine Begründung eher zögerlich vorbringt oder sie gar erst sucht, so daß nach **weil** leicht eine Pause entsteht. Dem würde die Hauptsatzstellung entgegenkommen, denn der Hauptsatz signalisiert nicht schon wie der Nebensatz durch seine Form, daß er Teil eines anderen Satzes ist. Zu dieser Deutung würde es auch passen, daß die Hauptsatzstellung nach **weil** nicht vorkommt, wenn der Nebensatz dem Hauptsatz vorausgeht. 1b ist ausgeschlossen, niemand würde den Satz so äußern.

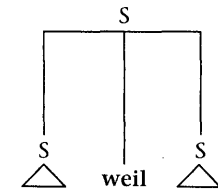
- (1) a. **Weil ich noch gearbeitet habe, komme ich erst jetzt**
 b. ***Weil ich habe noch gearbeitet, komme ich erst jetzt**

Schließlich könnte auch erwogen werden, daß die Konstruktion aus zwei Hauptsätzen kognitiv einfacher zu verarbeiten ist als die aus Haupt- und Nebensatz.

(2) a.



b.



2a zeigt ein denkbare Schema für die Konstruktion mit Nebensatz. Der Nebensatz nach **weil** ist subordiniert, die Konstruktion ist hypotaktisch und erreicht eine größere »Einbettungstiefe« als die parataktische Konstruktion mit zwei Hauptsätzen wie in 2b. Man weiß seit langem, daß hypotaktische Konstruktionen schwerer zu verarbeiten sind als parataktische.

Für **weil** mit Verbzweitsatz bietet sich eine Fülle von Deutungsmöglichkeiten an. Sie werden behandelbar und miteinander vergleichbar, wenn die Struktur des Satzes und seine Stellung im System erfaßt, also seine Grammatik bekannt ist. Das Beispiel **weil** mit Verbzweitsatz ist so instruktiv, weil nach anfänglicher Nichtbeachtung und Abwertung der Konstruktion heute mehrere funktionale Deutungen miteinander konkurrieren (z. B. Keller 1993; Günthner 1996; Pasch 1997; zur Übersicht Uhmann 1998; Wegener 1999).

Das über **weil** Gesagte läßt sich verallgemeinern. Die eigentlich wichtige und interessante Aufgabe einer Grammatik ist, etwas über die Struktur der Einheiten einer Sprache mitzuteilen. Wer sich mit einer Sprache zu beschäftigen hat und andere als feuilletonistische Aussagen über sie machen möchte, muß sich auf strukturelle Gegebenheiten beziehen können. Egal, ob einer den Thesen vom Niedergang unserer Muttersprache widersprechen will, ob er das Pidgin von Arbeitsimmigranten erfassen möchte, ob er sprachtherapeutisch oder sprachpädagogisch tätig ist oder irgendein anderes sprachpraktisches Interesse hat, er wird das jeweilige Sprachverhalten leichter und weitgehender verstehen, wenn die verwendete Sprache ihm strukturell durchsichtig ist.

Was aber umfaßt die strukturelle Beschreibung einer Sprache, worauf erstreckt sie sich? Die Grobgliederung einer solchen Beschreibung ist fast immer an den sog. Beschreibungsebenen orientiert. Diese ihrerseits sind durch den Aufbau des Sprachsystems selbst vorgegeben. Traditionell umfaßt die Grammatik eine Lautlehre, Formenlehre und Satzlehre, häufig noch eine Wortbildungslehre und Orthographie. Unter Formenlehre wird dabei die Lehre vom Flexionssystem einer Sprache verstanden. Man kann das Flexionssystem unabhängig von der Satzlehre betrachten, indem man Flexionsreihen zusammenstellt, sie nach Typen ordnet und ihren internen Aufbau untersucht. Die Flexionslehre konstituiert dann zusammen mit der Lautlehre, der Wortbildungslehre und der Orthographie den Teil der Grammatik, der den internen Aufbau von Wörtern und Wortformen (zu dieser Unterscheidung 2.1) behandelt. Wir nennen ihn die Wortgrammatik einer Sprache. Die Wortgrammatik

des Deutschen wird in Band 1: »Das Wort« behandelt. In den meisten älteren Grammatiken stellt sie einen erheblichen Anteil der Gesamtgrammatik dar (z.B. Heyse 1838/49; Blatz 1896; 1900), in anderen ist sie sogar absolut dominant (Wilmanns 1893/1909; Paul 1916/1920).

Der Wortgrammatik steht als zweiter Großbereich die Satzgrammatik gegenüber. Ganz allgemein kann man sagen: Die Satzlehre untersucht, wie Sätze aus Wortformen aufgebaut sind und welche sprachlichen Leistungen mit der Kombinatorik der Formen verbunden sind. In einer flektierenden Sprache wie dem Deutschen ist ein Teil der Wortformen flektiert, d.h. Satzlehre und Flexionslehre sind nicht voneinander zu trennen.

Die Flexionslehre gehört zur Wortgrammatik, soweit der Aufbau der Flexionsformen und ihr Verhältnis zu anderen Formen im Flexionsparadigma betroffen ist (z.B. **dies+er** ist die Form des Nominativ Maskulinum des Demonstrativums, der zugehörige Genitiv kann sowohl **dies+es** als auch **dies+en** sein). Die Flexionslehre gehört zur Satzgrammatik, soweit es um die Kombinatorik der flektierten Formen geht (z.B. der Genitiv von **dieser Monat** kann heißen **dieses Monats** oder **diesen Monats**; der Genitiv von **dieser Mensch** heißt nur **dieses Menschen**, nicht aber ***diesen Menschen**).

Statt von Satzlehre spricht man heute im allgemeinen von Syntax. Will man deutlich machen, daß dazu auch ein morphologischer Teil gehört (nämlich die Flexion), so spricht man von Morphosyntax. Die Morphosyntax, Gegenstand des vorliegenden Bandes, gilt heute meist als Kerngebiet der Grammatik. Viele neuere Grammatiken beschränken sich fast ganz auf diesen Teilbereich (z.B. Admoni 1970; Schmidt 1973; Erben 1980; Helbig/Buscha 1998), andere stellen ihn zumindest weit in den Vordergrund (Grundzüge; IDS-Grammatik).

1.2 Sprachfunktion und Sprachstruktur

Die Ankündigung, man wolle die Strukturen der Sätze einer Sprache ermitteln, kann nicht das letzte Wort zur Zielsetzung einer Grammatik sein. Denn interessant wird die Beschäftigung mit der Form von Sätzen erst, wenn man sich fragt, warum die Form so ist wie sie ist und was sie leistet. Die Funktionalität einer Form kann dabei auf zwei unterschiedlichen Ebenen thematisiert werden, nämlich sprachimmanent und sprachfunktional.

Der Gedanke einer immanenten Funktionalität ist mit dem Systemgedanken gegeben. Wenn das Sprachsystem insgesamt funktionieren soll, dann müssen seine Teilsysteme bis hin zu den einzelnen Einheiten im Sinne des Gesamtsystems funktionieren. Die innere Rationalität des Systems erzwingt dann möglicherweise Veränderungen einzelner Teile, die interpretiert werden können als »Beseitigung von Störstellen«, »Ausgleich im System« usw. (Heeschen 1972: 49 ff.). Solche Vorgänge gibt es auf allen Ebenen des Systems, in der Phonologie ebenso wie in der Syntax, bei den Wortbedeutungen ebenso wie in der Morphologie. Und sie sind seit langem Gegenstand sprachwissenschaftlicher Untersuchungen, beispielsweise in der Phonologie der Prager Schule (Trubetzkoy 1989) oder in der natürlichen Morphologie (Wurzel 1994). Besonders entwickelt wurde diese Art des funktionalen Denkens in der Erforschung von Sprachuniversalien, wie sie etwa im Anschluß an die Arbeiten des Amerikaners

Joseph Greenberg betrieben wird (Greenberg 1966, 1978). Dort werden Sätze in Form von Implikationen formuliert, etwa »Wenn eine Sprache ein ausgebautes Flexionssystem hat, dann ist sie flexibel hinsichtlich der Wortstellung« oder auch »Je weniger ausgebaut das Flexionssystem, desto strikter die Wortstellungsregeln«. Die Funktionalität solcher Zusammenhänge hat man erkannt, wenn man eine systemorientierte Kausalbeziehung zwischen dem Vorsatz und dem Nachsatz gefunden hat. Für unser Beispiel scheint sie auf der Hand zu liegen. Das Deutsche hat die Abfolgen **Dein Bruder glaubt dem Chef** und **Dem Chef glaubt dein Bruder**, weil der Unterschied zwischen Nominativ (Subjekt) und Dativ (Objekt) formal markiert ist. Das Englische kennt nur **Your brother believes the boss**, nicht aber die Alternative **The boss believes your brother**, eben weil es die Kasusunterschiede nicht gibt.

Verschiedene Aspekte der systeminternen Funktionalität von strukturellen Eigenschaften sprachlicher Einheiten werden seit einer Reihe von Jahren unter dem Stichwort Grammatikalisierung diskutiert. Dabei geht es beispielsweise um die Frage, wie sprachliche Ausdrucksmittel im Gebrauch ökonomisiert werden. Das »Abschleifen« der Substanz sprachlicher Formen geht regelmäßig mit bestimmten Veränderungen ihrer Funktion einher. Aus »Vollwörtern« wie Substantiven oder Adverbien entwickeln sich »Funktionswörter« wie Konjunktionen und Präpositionen, oder aus Wörtern entstehen Affixe. Einheiten mit bestimmten Standardleistungen können nicht abgebaut werden, ohne daß andere mit ähnlicher Leistung an ihre Stelle treten. So kommt es zu einem Wechsel von Grammatikalisierung und »Degrammatikalisierung« wie beim berühmten Negations-Zyklus (Lenz 1996; zur Grammatikalisierung Lehmann 1985; Traugott/Heine Hg. 1991; Diewald 1997).

Die immanente Funktionalität von Struktureigenschaften einer Sprache muß man verstehen, wenn man ihr Gesamtsystem verstehen will. Durch bloßes Aufzählen dessen, was ist, erreicht man ein Verständnis nicht.

Wichtiger freilich ist der Zusammenhang von Sprachstruktur und Sprachfunktion. Nicht, weil das Sichbeschäftigen mit Grammatik dadurch motiviert werden kann, sondern allgemeiner, weil sprachstrukturelle Untersuchungen dadurch erst nutzbar werden, sei es für Untersuchungen in Nachbardisziplinen der Sprachwissenschaft, sei es für Zwecke der angewandten Sprachwissenschaft.

Viele Schwierigkeiten stehen dem entgegen. Weder hat sich eine funktionale Sprachbetrachtung allgemein durchgesetzt, noch ist es zu einem Konsens über die Begriffe Struktur und Funktion gekommen. Wenn von der Struktur sprachlicher Einheiten die Rede ist, bezieht man sich meistens auf ein bestimmtes Beschreibungsformat. Dabei gerät leicht in Vergessengeit, was unter einer strukturellen Analyse im Sinne des klassischen Strukturalismus zu verstehen ist. Betrachten wir ein Beispiel.

Ein Hammer besteht aus Hammerkopf und Hammerstiel, sagen wir kurz »Kopf« und »Stiel«. Das scheint zunächst eine Formbeschreibung zu sein. Die Struktur des Hammers hätten wir erfaßt, wenn wir außer den Bestandteilen Kopf und Stiel noch die Beziehung zwischen beiden richtig wiedergeben.

Strukturell im eigentlichen Sinne ist die Beschreibung so aber noch nicht. Ein Wort wie **Stiel** meint nicht eine Klasse von Gegenständen, die losgelöst von ihrer Funktion gesehen werden können, noch können diese Gegenstände

aufgrund ihrer Form allein abgegrenzt werden. Äpfel, Harken, Bratpfannen und Hämmer haben Stiele und all die Stiele haben gemeinsame Formmerkmale, aber sie haben auch gemeinsame Funktionsmerkmale. Mit der Verwendung des Wortes **Stiel** bleibt man dem Funktionalen verhaftet. Verwenden wir also statt **Stiel** das Kürzel y_1 , statt **Kopf** das Kürzel x_1 und als Bezeichnung der zwischen beiden bestehenden Beziehung das Kürzel R_1 , dann sind wir die funktionalen Bedeutungsmerkmale los. Wir kommen zu rein strukturellen Aussagen wie $x_1R_1y_1$ (»beim Hammer steht das Objekt x_1 in der Relation R_1 zum Objekt y_1 «) und entsprechend $x_2R_1y_2$ für die Bratpfanne, $x_3R_1y_3$ für den Apfel usw. An solchen Beschreibungen ist erkennbar, daß Hämmer, Bratpfannen und Äpfel etwas gemeinsam haben. Die Objekte y_1 , y_2 und y_3 kommen nun auch noch in anderen Strukturaussagen gemeinsam vor, z. B. in solchen, die sich auf ihre Materialität beziehen (sie sind aus Holz). Und so geht es weiter.

Wir fassen die zu beschreibenden Objekte immer wieder so in Strukturaussagen, daß Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen ihnen deutlich werden. Das ist die Grundlage der strukturellen Denkweise. Die Objekte des zu beschreibenden Realitätsbereichs werden mit Strukturaussagen geordnet und aufeinander bezogen. Man weiß dann, welche Objekte zu welchen anderen in Beziehung stehen, welche wieviele Eigenschaften gemeinsam haben usw.

Die wichtigste Eigenschaft sprachlicher Einheiten, die zur Grundlage von Klassenbildungen gemacht wird, ist ihre Distribution, das ist ihre Fähigkeit zum gemeinsamen Vorkommen mit anderen Einheiten. **Kind, Buch, Haus** haben etwas gemeinsam, weil sie im Unterschied zu **Hund, Hand, Stuhl** nach **das** stehen können. **Das Kind/Buch/Haus** kommt im Kontext **hat** vor, **die Kinder/Bücher/Häuser** dagegen im Kontext **haben**. Wie oben angedeutet, erhält man auf diese Weise Aufschluß darüber, welche Einheiten Äquivalenzklassen bilden. In der strukturellen Linguistik sind ausgefeilte Methoden entwickelt worden, wie man derartige Strukturanalysen durchführen und die Strukturen sprachlicher Einheiten ermitteln kann, ohne von ihrer Funktion zu reden. Eben weil die Trennung von Struktur und Funktion zunächst solche Schwierigkeiten macht, man aber andererseits vom wissenschaftlichen Wert reiner Strukturanalysen überzeugt war, wurde der Durchbruch zum Strukturalismus wissenschaftshistorisch als ein Akt der Emanzipation der Sprachwissenschaft verstanden – mit den Hauptstationen »Explikation des Strukturbegriffs« bei Saussure (Struktur als System) und »Grundlegung einer Methode zur Ermittlung der Strukturen« bei Bloomfield. Was dann nicht gelang, war die Vermittlung von Struktur und Funktion, so daß die Strukturalisten sich immerfort die Frage vorhalten lassen müssen, was ihre Strukturen eigentlich sind und wozu sie dienen (Bierwisch 1970; Maas 1974; Bense u. a. Hg. 1976). Es kommt darauf an, ermittelte Strukturen funktional zu deuten, etwa nach einem Prinzip wie »Was dieselbe Distribution hat, leistet wahrscheinlich auch dasselbe«. Unter »Leistung« ist dabei »Bedeutung« in einem weiten Sinne zu verstehen. Betrachten wir an einem berühmtem Beispiel, was auf jeden Fall dazugehört.

Das wohl einflußreichste funktionale Sprachmodell ist das aus Bühlers »Sprachtheorie« von 1934 (Bühler 1965). Das Buch wird eröffnet mit dem Satz »Werkzeug und Sprache gehören nach alter Einsicht zum menschlichsten am Menschen: homo faber gebraucht gewählte und ausgeformte Dinge als Zeug und das Zoon politikon setzt Sprache ein im Verkehr mit seinesgleichen.«

Bühler rückt dann Sprache und Werkzeug noch enger zusammen, indem er die Sprache selbst als Organon bezeichnet, eben als Werkzeug, Mittel oder Instrument »um einer dem anderen etwas mitzuteilen über die Dinge« (1965: 24).

Mit der Werkzeugmetapher bindet Bühler die Sprache an ihre Funktion. Der interessanten Frage, wie weit diese Metapher tatsächlich trägt, kann an dieser Stelle nicht nachgegangen werden. Klar ist aber, daß in einem Werkzeug sein Zweck vergegenständlicht ist. Das Sprachsystem wie die einzelne sprachliche Einheit haben ihre Form, weil sie einem bestimmten Zweck dienen.

Mit der Formulierung »um einer dem anderen etwas mitzuteilen über die Dinge« ist gleichzeitig die Sprechsituation allgemein gekennzeichnet: Zu ihr gehören der Sprecher, der Adressat, die Dinge (das Besprochene) und das sprachliche Zeichen selbst. Die Funktionen werden bestimmt in Hinsicht auf die Momente der Sprechsituation, das sprachliche Zeichen erhält drei Funktionen. (1) Es ist bezogen auf den Sprecher, »dessen Innerlichkeit es ausdrückt« (1965: 28). Damit ist gemeint, daß im sprachlichen Zeichen das zum Ausdruck kommt, was der Sprecher sagen will, ebenso aber der Sprecher selbst mit seiner »inneren Einstellung« zu dem, was er sagt. Was manchmal in kognitive und emotive Bedeutung getrennt wird, ist in der Ausdrucksfunktion bei Bühler durchaus beisammen. (2) Das sprachliche Zeichen ist bezogen auf den Adressaten, »dessen äußeres oder inneres Verhalten es steuert« (Appellfunktion). Zum »inneren Verhalten« gehört das Verstehen des Gemeinten, zum »äußeren Verhalten« etwa ein Handeln wie das Erwidern einer Äußerung. (3) Schließlich ist das Zeichen bezogen auf die Welt, »die Gegenstände und Sachverhalte«. Das ist seine Darstellungsfunktion. Sie meint, daß wir nicht einfach reden, sondern daß wir über etwas reden oder etwas sagen.

Ausdruck, Appell und Darstellung finden sich als Sprachfunktionen mit vergleichbarer Bedeutung in vielen späteren sprachfunktionalen Ansätzen. Das sicher deshalb, weil schon Bühler nicht das sprachliche Zeichen für sich, sondern die Sprechsituation betrachtet. Charles Morris etwa spricht vom apperziativen, präskriptiven und designativen Signifikationsmodus (1973: 142 ff.), Roman Jakobson unterscheidet im direkten Bezug auf Bühler neben anderen eine emotive, konative und referentielle Funktion (1960: 353 ff.), und in der Sprechakttheorie spricht man vom illokutionären, perlokutionären und propositionalen Akt (Searle 1971). So unterschiedlich die Theorien und die Bedeutungen der Begriffe im Einzelnen sind, so wenig umstritten ist, daß man sich bei Bestimmung der Sprachfunktionen in der angedeuteten Weise auf Sprecher, Adressat und das Besprochene zu beziehen hat. Einigkeit besteht auch darüber, daß die Sprachfunktionen nicht gleichgewichtig sind, sondern daß die Darstellungsfunktion grundlegend ist. Die Darstellungsfunktion, so wurde auch formuliert, bestimmt im wesentlichen die Sprachstruktur (Mathiot/Garvin 1975; Polenz 1985: 101 ff.). Bezieht man sich auf ein Konstrukt wie das Organon-Modell, so erweist sich die Darstellungsfunktion als grundlegend, weil der Sprecher sich ausdrückt, indem er etwas sagt, und der Adressat zu etwas veranlaßt wird, indem ihm etwas gesagt wird.

Wenn die Darstellungsfunktion die Sprachstruktur bestimmt, dann muß umgekehrt die Sprachstruktur so sein, daß sie der Darstellungsfunktion gerecht wird. Wir wollen für das Grundmuster der einfachsten Sätze des Deutschen zeigen, was damit gemeint sein kann.

Unter den beobachtbaren Sprachdaten finden sich »kommunikative Minima-einheiten« (IDS-Grammatik: 596 ff.), die ihrerseits aus jeweils zwei kleineren Einheiten bestehen. Die Menge dieser kleineren Einheiten, die wir Wortformen nennen, enthalte etwa {Karl, Meier, arbeitet, Helga, schwitzt, schläft, läuft, ...}. Eine distributionelle Analyse ergibt, daß sie in zwei disjunkte Klassen aufzuteilen sind. Jedes Element aus jeder der beiden Klassen kombiniert mit jedem Element der anderen, aber untereinander kombinieren sie nicht. Die distributionell ermittelten Klassen nennen wir N und V für Nomen und Verb. Das ist zunächst nur eine ganz allgemeine kategoriale Unterscheidung, die z. B. davon absieht, daß wir es mit einer bestimmten Art von Nomen (Eigennamen, Substantiv) zu tun haben.

- (1) a. N: Karl, Meier, Helga
b. V: arbeitet, schwitzt, schläft, läuft

Die aus N und V gebildete größere Einheit nennen wir einen Satz (S). Da N und V in beliebiger Reihenfolge zu Sätzen kombiniert werden können, ergeben sich die beiden Satztypen in 2.



Nomen und Verb werden auf formaler Grundlage, d.h. als Formkategorien etabliert, denen man nun eine je spezifische Leistung zuschreiben möchte. Die Leistung soll dem kategorialen Unterschied entsprechen und sie soll so beschrieben werden, daß auch das Zusammenwirken von N und V im Satz erfaßt wird.

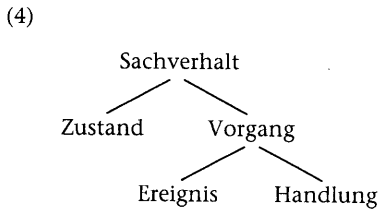
Mit einem Nomen kann referiert werden, man nimmt Bezug auf Dinge und andere nominal benennbare Entitäten. Mit einem Verb kann prädiiziert werden, man nimmt Bezug auf Vorgänge und andere verbal benennbare Entitäten. Die Bedeutung des aus Nomen und Verb gebildeten Satzes heißt seine Proposition. Mit Sätzen kann an sich auf Sachverhalte (manche sagen »Situationen«) beziehen, so wie man sich mit Nomina auf Dinge und mit Verben auf Vorgänge bezieht. Die Zerlegung des einfachen Satzes in Nomen und Verb zeigt uns, wie es dazu kommt, wie man mit dem Satz etwas darstellen kann.

Die Sätze in 2 haben eine große Zahl von weiteren Formeigenschaften, die funktional deutbar sind. Beispielsweise lassen sich die Verben subklassifizieren. Eine verbreitete Einteilung unterscheidet Zustandsverben (3a) von Vorgangsverben, und diese wieder in Ereignisverben (3b) und Handlungsverben (3c; zum weitläufigen Problem solcher Einteilungen z.B. Pleines 1976; Bäuerle 1994).

- (3) a. Frankfurt liegt an siebzehn Autobahnen
Satzbasis: (Frankfurt) liegt (an siebzehn Autobahnen)

- b. Das Seminar endet um 20 Uhr
Satzbasis: (Das Seminar) end (um 20 Uhr)
- c. George zerschlägt seinen Computer
Satzbasis: (George) zerschlag (seinen Computer)

Wie die Klassifizierung vor sich geht, wird in Kap.3 erläutert. Von Bedeutung für das Verhältnis von Form und Funktion ist, daß die Einteilung der Verben auch etwas über die größere Einheit aussagt, in der das Verb vorkommt. Diese kann man sich als ein Konstrukt vorstellen, in dem nur der Verbstamm mit den übrigen Satzgliedern vorkommt. Mit Klein (1998; 1999) sprechen wir von der »Satzbasis«, die IDS-Grammatik (1960) spricht von »Satzrest«. Meist sagt man dann einfach, die Satzbasis bezeichne wie der Verbstamm einen Zustand, ein Ereignis oder eine Handlung. Für die Klassifizierung der Sachverhalte ergibt sich 4.



Die Reduktion auf Satzbasen ist beispielsweise nützlich, wenn es um Tempusbedeutungen geht und man das Verb bzw. den Satz zunächst ohne Tempus betrachten möchte (4.3). Ist der Unterschied zwischen Satz und Satzbasis unwichtig, sagt man einfach, ein Satz bezeichne einen Sachverhalt, einen Zustand usw.

Ein ganz andersartiger Zusammenhang von Form und Funktion ergibt sich aus dem Vergleich von 2a und 2b. Beide Sätze haben denselben propositionalen Gehalt. Ihr Formunterschied kann funktional so gedeutet werden, daß der Satz in 2a bei »normaler« Verwendung dazu dient, den propositionalen Gehalt zu behaupten, ihn als zutreffend hinzustellen. Er wird deshalb Aussagesatz genannt. Entsprechend dient der in 2b dazu, das Zutreffen des propositionalen Gehalts zu erfragen, ihn bestätigen oder in Abrede stellen zu lassen, er wird deshalb ein Fragesatz genannt. Es besteht ein Zusammenhang zwischen Satzmodus und Reihenfolge der Satzglieder. Natürlich ist nicht gemeint, daß der Satztyp in 2a nur zum Behaupten und der in 2b nur zum Fragen verwendbar sei. Man kann 2a so äußern, daß der Satz als Frage oder Aufforderung verstanden wird und unterscheidet deshalb eine Satzbedeutung von einer Äußerungsbedeutung. Behauptet wird aber, daß man mit den beiden Satztypen – d. h. mit der Explikation ihres Formunterschiedes – etwas funktional relevantes erfaßt hat (12.2).

Damit ist die Zielstellung klar: Die Grammatik soll die Form sprachlicher Einheiten so beschreiben, daß der Zusammenhang von Form und Funktion deutlich wird. Alle Formmerkmale, die funktional von Bedeutung sein können, soll die Grammatik erfassen. Das heißt aber nicht, daß alles Funktionale ein Formkorrelat hat, noch heißt es, daß jeder Formunterschied funktional rele-

vant ist. Es interessiert der Zusammenhang, seine Explikation ist das Ziel einer funktionalen Grammatik. In Kap 2 wird nun zunächst erläutert, welche Beschreibungsmittel wir verwenden, um die syntaktische Form von sprachlichen Einheiten zu erfassen (zur phonologischen und morphologischen Form Wort 1.3.3).

2. Grundbegriffe

2.1 Syntaktische Kategorien

Der Begriff Kategorie ist kein Begriff der Alltagssprache. Das Universalwörterbuch (821) nennt als typische Verwendungsweisen »Jemanden in eine Kategorie einordnen« oder »Das fällt unter eine andere Kategorie.« Wir greifen zu dem Wort offenbar dann, wenn dem Bezeichneten seine rechte Bedeutsamkeit gegeben werden soll.

Seinen Ursprung hat dieser Begriffsrest wohl bei dem, was die philosophische Kategorienlehre genannt wird. Kategorien sind bestimmte Grundbegriffe des jeweiligen Systems. Sie sind als Begriffe nicht definiert, sie sind zwar explizierbar und können erläutert werden, ableitbar sind sie nicht. Beispiele für Kategorien dieser Art sind Substanz, Quantität, Qualität, Relation, Ort, Zeit, Lage, Haben, Wirken, Leiden in der Kategorienlehre des Aristoteles. Oder Materie, Bewußtsein, Bewegung, Zusammenhang, Kausalität, Wechselwirkung, Notwendigkeit, Zufall, Gesetz im philosophischen System des dialektischen Materialismus. Bei den meisten von uns ist »Kategorie« ein wenig in dieser Richtung besetzt. Für die Grammatik hilft uns ein derartiger Begriff aber nicht weiter, im Gegenteil, er könnte sogar störend sein.

Dies um so mehr, als ein Teil des gebräuchlichen grammatischen Vokabulars noch an den engen Zusammenhang zwischen philosophischen und grammatischen Kategorien erinnert, der in der antiken Sprachphilosophie bestand (Cherubim 1975: 138ff.). Unser Substantiv ist die Bezeichnung für Wörter, die etwas »Substantielles« bezeichnen, etwas, das Substanz im Sinne der aristotelischen Kategorie hat (Murray 1946: 110ff.; Lyons 1980: 274ff.; Meineke 1996: 124ff.). Man war der Auffassung, daß ein enger und direkter Zusammenhang zwischen Kategorien des Seins und grammatischen Kategorien besteht. Diese Auffassung ist keineswegs auf die Antike beschränkt, sondern scheint auch auf in Eindeutschungen wie »Eigenschaftswort« für »Adjektiv«. Ein Kategoriename wie Adjektiv oder wie Präposition sagt ja eher etwas über die Syntax (die Stellung) eines Wortes aus als über seine Beziehung zu einer philosophischen Kategorie. Das ist bei »Eigenschaftswort« anders.

Unser Begriff von grammatischer Kategorie wird in einer ersten Bestimmung abgegrenzt vom Begriff der Beziehung oder Relation. Relationen bestehen zwischen Individuen unterschiedlicher Zahl, zweistellige Relationen zwischen zweien wie in *Karl ist der Bruder von Egon* und dreistellige zwischen dreien wie in *Dietrich verrät Helmut an Franz*. Kategorien sind ein spezieller Fall von Relation in einem technischen Sinne, nämlich die einstellige Relation. Kategorial in diesem Sinne wären Sätze wie *Karl ist Bäcker* oder »Bär« *ist ein Substantiv*. Die Sätze besagen, daß Karl zur Klasse der Bäcker gehört oder unter die Kategorie Bäcker fällt und daß Bär zur Klasse der Substantive gehört oder unter die Kategorie Substantiv fällt. Kategorien sind Mengenbegriffe. Der Umfang einer Kategorie, ihre Extension, ist eine Menge von Entitäten bestimmter Art.

Gewöhnlich haben die Elemente dieser Menge eine bestimmte Eigenschaft gemeinsam. Diese Eigenschaft ist die Bedeutung der Kategorie oder ihre Intension.

Was hier ›Kategorie‹ genannt wird, findet sich häufig auch unter der Bezeichnung ›einstelliges Prädikat‹ oder ›klassifikatorischer Begriff‹ (Kutschera 1972: 16ff.). Danach dienen Kategoriensysteme der klassifikatorischen Gliederung von Entitäten bestimmter Art. Das wird so ausdrücklich auch für unser System von grammatischen Kategorien vorausgesetzt, und man hat zu klären, welche Art von Entitäten unter grammatische Kategorien fallen. Führen wir uns zunächst vor Augen, was üblicherweise als grammatische Kategorie angesehen wird.

Zu den grammatischen Kategorien gehören sicher die Wortarten traditioneller Grammatiken wie Verb, Substantiv, Adjektiv, Adverb, Präposition, Partikel, Konjunktion, Artikel und Pronomen. Grammatische Kategorien sind dann Mengen von Wörtern. Die Kategorie Substantiv würde eine Klasse von Wörtern umfassen, die sich von denen des Adjektivs, Verbs usw. unterscheidet. Das System der grammatischen Kategorien wäre eine Klassifikation des Wortbestandes oder Vokabulars einer Sprache.

Die grammatischen Kategorien im Sinne von Wortarten sind nach Auffassung fast aller Grammatiken in zwei Gruppen zu unterteilen, nämlich die lexikalischen Kategorien Substantiv, Verb, Adjektiv und Adverb und die Funktionswörter wie Pronomen und Artikel. Die Wörter aus den lexikalischen Kategorien haben eine Wortbedeutung im eigentlichen Sinn, die Funktionswörter haben eine ›strukturelle Bedeutung‹. In **dies Kleid** etwa kann man angeben, was der Begriffsinhalt von **Kleid** ist und auch, auf welche Art von Objekten man mit diesem Wort bezugnimmt. Dagegen hat **dies** offenbar die Funktion, eine bestimmte Art des Referierens zu sichern. Es ist nicht irgendein, sondern ein bestimmtes Kleid gemeint. Das ist seine Leistung als Funktionswort (weiter 5.2).

Mindestens bei den Präpositionen und den Konjunktionen führt diese Einteilung zu Schwierigkeiten. Beispielsweise hat **über** in **das Bild über der Tür** eine lexikalische (nämlich lokale) Bedeutung, nicht dagegen in **Sie spricht gut über dich**. In anderen Fällen sind wir unsicher, ob das eine oder das andere vorliegt, etwa in **Sie fahren über die Grenze**; **Der Zug fährt über Bamberg**. Bei den Konjunktionen ist **daß** wie in **Sie hofft, daß es regnet** sicherlich ein Funktionswort, während **bevor** wie in **Er schläft ein, bevor es anfängt zu regnen** eine lexikalische (nämlich eine temporale) Bedeutung hat (6.1; 6.2).

Eine andere Einteilung der Wortarten ist die in offene und abgeschlossene Kategorien. Zu den offenen gehören wieder die Substantive, Verben, Adjektive und Adverbien. Sie heißen offen, weil sie durch produktive Wortbildungsmechanismen wie die Bildung von Substantiven auf **ung** (**Erwähnung**) oder der Adjektive auf **isch** (**stilistisch**) erweiterbar sind. Wir wissen niemals, wieviele Substantive oder Adjektive das Deutsche gerade hat. Dagegen können wir die Präpositionen, Konjunktionen, Artikel, Pronomina und Partikeln wenigstens annähernd aufzählen.

Wortarten sind für uns grammatische Kategorien unter anderen. Wir besprechen sie dort, wo jede von ihnen nach dem Aufbau dieser Grammatik hingehört und nicht etwa in einem eigenen Wortartenkapitel (weiter Wort 1.4).

Neben den Wortarten steht die große Gruppe von grammatischen Kategorien, die etwas mit dem Flexionssystem einer Sprache zu tun haben wie Femininum, Singular, 1. Person, Konjunktiv, Präteritum. Häufig werden sogar nur sie eigentlich als grammatische Kategorien angesehen und als solche neben die Wortarten gestellt. Es ist sofort klar, daß Kategorien dieser Art nicht Mengen von Wörtern sind wie die Wortarten-Kategorien. Sicher wollen wir nicht davon sprechen, daß ›Singular‹ im gleichen Sinne eine Menge von Wörtern umfaßt wie wir es uns für ›Substantiv‹ vorstellen können.

Schließlich finden wir, zumal in neueren Grammatiken und Grammatiktheorien, Aussagen über Kategorien wie »Zwei Ausdrücke gehören zur selben Kategorie, wenn sie überall füreinander ersetzbar sind, ohne daß eine Veränderung in der Grammatikalität eintritt«. Die Ausdrücke **dein großer Bruder** und **der Karl** gehören danach zur selben grammatischen Kategorie, weil sie beide im Kontext ... **studiert in Berlin** und auch in anderen Kontexten gleich gut oder gleich schlecht vorkommen können. Damit ist klar, daß der Begriff der grammatischen Kategorie mithilfe des Wortbegriffes allein nicht expizierbar ist. Auch größere Einheiten als Wörter gehören zu grammatischen Kategorien, insbesondere ist auch ›Satz‹ zu den grammatischen Kategorien zu rechnen.

Damit haben wir ungefähr aufgeführt, was unser Begriff von grammatischer Kategorie umfassen muß. Wir setzen zur weiteren Erläuterung wieder beim Wortbegriff an und behalten im Gedächtnis, daß wir nur über Kategorien des syntaktischen Teiles der Grammatik reden und deshalb ebensogut von syntaktischen wie von grammatischen Kategorien sprechen können.

Von den vielen möglichen Bedeutungen des Wortes **Wort** meinen wir zwei bestimmte, wenn wir von Wörtern reden, die in einem Satz vorkommen, und wenn wir von Wörtern reden, die in einem Lexikon stehen. In einem Lexikon findet sich nur ein Teil der ›Wörter‹, die in den Sätzen des Deutschen vorkommen, z.B. bei Substantiven der Nominativ Singular, bei Verben der Infinitiv Präsens Aktiv und bei Adjektiven die sogenannte Kurzform. Je nach Typ des Lexikons finden sich bestimmte Wörter überhaupt nicht, in einem Konversationslexikon z.B. alle nicht, die keine Substantive sind.

Der Unterschied zwischen beiden Arten von Wörtern besteht darin, daß der Lexikoneintrag, auch Lemma genannt, nicht für sich allein steht, sondern eine ganze Reihe von Wörtern im zweiten Sinne mitmeint. Was in einem Lexikon über ein ›Wort‹ mitgeteilt wird, etwa seine Bedeutung oder seine Entsprechung in einer anderen Sprache, gilt immer für mehrere *Wortformen*. Ein deutsch-französisches Wörterbuch enthält nicht gesonderte Einträge für die Wortformen **Mannes**, **Manne**, **Männer**, **Männern** und **Mann**, sondern einen einzigen, der für alle steht, und dem auch ein einziger im Französischen entspricht. Wir weisen nun jeder Form ihre Kategorien zu (beim Substantiv jeweils einen Kasus und einen Numerus) und nennen die Menge der so kategorisierten Wortformen ein *Wortparadigma* oder auch ein *syntaktisches Paradigma*. Zusammen mit seiner Bedeutung nennen wir es ein *lexikalisches Wort*. Mit der Unterscheidung von Wortform und lexikalischem Wort ersetzen wir den umgangssprachlichen Begriff ›Wort‹ durch zwei speziellere Begriffe. Wenn wir in Zukunft trotzdem ›Wort‹ verwenden, dann ist damit in der Regel ›lexikalisches Wort‹ gemeint.

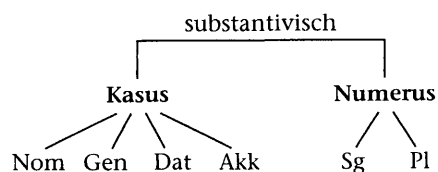
Nur Wortformen kommen in Sätzen vor, niemals Paradigmen oder lexikali-

digma keine obligatorisch endungslosen Einheiten enthält. Insbesondere die Grundform selbst besteht aus Stamm (**leg**) und Endung (**en**). Man spricht hier von *Stammflexion*. Beim Substantiv (**Buch**, **Buches**) und Adjektiv (**klein**, **kleines**) ist die Grundform endungslos, man spricht von *Grundformflexion*. Die Unterscheidung von Grundformflexion und Stammflexion ist typologisch bedeutsam. Im Deutschen überwiegt Grundformflexion (Wurzel 1984: 56f.).

Grammatische Kategorien treten grundsätzlich nicht isoliert, sondern in Gruppen auf. Wir haben die Einheitenkategorien des Substantivs nicht einfach aufgezählt, sondern gleich in zwei Gruppen zusammengefaßt, nämlich in die Gruppe der Kasus Kategorien und die der Numerus Kategorien. Diese Gruppen bezeichnet man als *Kategorisierungen*. »Kasus« etwa ist keine Kategorie, wohl aber »Nominativ«. Ebenso ist »Tempus« keine Verbkategorie, sondern eine Kategorisierung, während »Präsens« und »Perfekt« Kategorien sind. Kategorisierungen sind Mengen von Kategorien. Man vermeidet manche terminologische und konzeptuelle Verwirrung, wenn man Kategorie und Kategorisierung konsequent unterscheidet und beispielsweise nicht, wie es oft geschieht, von »der grammatischen Kategorie des Kasus« spricht.

Den Unterschied zwischen Kategorie und Kategorisierung machen wir in Klassifikationsschemata auch graphisch deutlich. Gleichzeitig auftretende Kategorisierungen werden unter einem horizontalen Balken zusammengefaßt und in Fettdruck wiedergegeben, die Kategorien werden unter der jeweiligen Kategorisierung gebündelt. 2 gibt ein Beispiel für die substantivischen Formen.

(2)



Auf den ersten Blick erscheinen die Kategorien einer Kategorisierung als gleichberechtigt und gleichgewichtig. Es gibt ebenso viele Singularpositionen wie Pluralpositionen im substantivischen und ebenso viele Präsenspositionen wie Perfektpositionen im Verbparadigma. Bei genauerem Hinsehen zeigt sich aber, daß die Kategorien nicht gleichberechtigt sind, sondern daß Asymmetrien verschiedener Art bestehen. Diese Asymmetrien können sowohl die Form als auch die Bedeutung und den Gebrauch der entsprechenden Einheiten betreffen. Betrachten wir als Beispiel wieder die Kategorien Sg und Pl beim Substantiv.

Im Deutschen wird, ebenso wie in anderen Sprachen, der Nominativ Plural aus dem Nominativ Singular gebildet, indem eine Pluralendung hinzugefügt und eventuell ein Vokalwechsel (Umlaut) vorgenommen wird. Die Pluralform ist komplexer als die Singularform, vgl. **Bild/Bilder**, **Haus/Häuser**, **Wand/Wände**, **Auto/Autos**, **Zange/Zangen**. Niemals ist im Deutschen die Singularform komplexer als die des Plurals und man sagt, die Pluralform sei *merkmalhaltig* oder *markiert*, die des Singulars sei *merkmallos* oder *unmarkiert*.

Der Begriff der Markiertheit wird meist im Anschluß an die Definition von Roman Jakobson verwendet: »falls die Kategorie I. [markiert] das Vorhandensein von A ankündigt, so kündigt die Kategorie II. [unmarkiert] das Vorhandensein von A nicht an, d.h. sie besagt nicht, ob A anwesend ist oder nicht.« (Jakobson 1966: 22; zur Kasusmarkiertheit Jakobson 1966a; ein Überblick in Wurzel 1994). Wenn das Futur 1 Zukünftigkeit signalisiert, dann signalisiert das Präsens als unmarkierte Kategorie »Zukünftigkeit ist nicht signalisiert«. Das Fut1 ist in dieser Hinsicht festgelegt, das Präs nicht. Das Präs kann in bestimmten Fällen zukunftsbezogen gelesen werden (**Nächste Woche besuchen wir dich**), aber es wird nicht immer so gelesen (**Wo ist Karl? Er besucht Paula**). Der Punkt ist von prinzipieller Bedeutung. Von zwei aufeinander bezogenen Kategorien besitzt nicht »jede ihre eigene positive Bedeutung« (Jakobson), sondern nur diejenige, die gegenüber der anderen markiert ist. Die unmarkierte ist hinsichtlich dieser Bedeutung unspezifiziert.

Idealiter geht mit der formalen Markiertheit (Merkmalhaftigkeit) einer Kategorie ihre semantische Markiertheit und die im Gebrauch einher. Beim Kategorienpaar Sg – Pl des Substantivs ist das der Fall. Der Singular als die unmarkierte Form hat die allgemeinere Bedeutung, seine Syntax ist weniger restringiert, er wird häufiger verwendet als der Plural, er wird von Kindern früher gelernt als der Plural. Es gibt eine ganze Reihe von sprachinternen und sprachexternen Kriterien, die hier herangezogen werden können (Mayerthaler 1981: 4ff.), und besonders wichtig und interessant ist, daß solche Gesichtspunkte nicht einzelsprachlich, sondern zumindest teilweise universell gelten. Das Unmarkierte stellt ja das »Normale« dar, das, worüber man weniger nachdenkt und worüber man eher unbewußt verfügt, während das Markierte für das Besondere steht. Es sind deshalb sehr weitgehende Hypothesen darüber aufgestellt worden, was die Markiertheit/Unmarkiertheit von grammatischen Kategorien mit der Wahrnehmung und Bewältigung der Welt durch den Menschen zu tun hat. Bechert (1979, 1982) etwa vertritt die Auffassung, daß die unmarkierten Kategorien die sind, die Eigenschaften der Sprechersituation wiedergeben und sich auf den Sprecher selbst beziehen. Der Sprecher ist ein bestimmtes Individuum, das hier und jetzt handelt, und deshalb ist der Singular gegenüber dem Plural unmarkiert ebenso wie das Aktiv gegenüber dem Passiv, das Präsens gegenüber dem Präteritum, der Indikativ gegenüber dem Konjunktiv, das Subjekt gegenüber dem Objekt (Bechert 1982: 8; Cooper/Ross 1975; Mayerthaler 1981: 11 ff.).

Nimmt man alle unmarkierten Kategorien zusammen und bildet man mit ihnen einen einfachen Satz, so ist dieser vom Typ her als unmarkiert ausgezeichnet. Als dieser Satztyp gilt allgemein der einfache Aussagesatz im Sg Präs Ind Akt mit definitivem Subjekt, transitivem Verb und indefinitem Objekt wie **Karl kauft ein Feuerzeug**. Von diesem Satztyp wird angenommen, daß er in der Kommunikation eine besondere Rolle spielt. Er kommt nicht nur besonders häufig vor, sondern er erfaßt das Mitzuteilende auch in einer besonders stabilen, einfachen und durchsichtigen Form. Daneben und deshalb wurde er schon immer als Dreh- und Angelpunkt für die grammatische Beschreibung angesehen. Von solchen Sätzen aus läßt sich nach dieser Auffassung die gesamte Grammatik einer Sprache aufrollen, alle anderen Satztypen lassen sich formal und semantisch auf ihn beziehen (zu diesem Problemkreis die Zusammenfassung in Givón 1979; 1984).

Die genaue Erfassung der Markiertheitsverhältnisse für die grammatischen Kategorien einer Sprache ist wegen der phantastischen Reichweite des Markiertheitsbegriffs und der Komplexität des Kategoriengefüges eine schwierige Aufgabe. Viele Kategorien treten nicht in Paaren, sondern in Tripeln oder Quadrupeln auf, so daß man einen relativen Begriff von Markiertheit braucht. Auch kann eine Kategorie in einem bestimmten Zusammenhang markiert, in einem anderen unmarkiert sein. Ein Sprecher des Berliner Dialekts stellt in manchen Stadtteilen den unmarkierten Fall dar. Bedient er sich seines Dialektes in einem literaturwissenschaftlichen Oberseminar, so wird er auffällig und stellt den markierten Fall dar. Solche *Markiertheitsumkehrungen* in speziellen Kontexten treten auf allen Ebenen der Grammatik auf. Beispielsweise kann man zu der Auffassung kommen, daß der Singular bei den Substantiven unmarkiert, bei den Personalendungen der Verben aber markiert ist (Plank 1977: 19f.).

Wir werden in unserer Grammatik keine geschlossene Markiertheitstheorie über das Deutsche anstreben und sie auch nicht voraussetzen, denn es gibt sie bisher nicht. Dennoch ist es instruktiv, wenn man sich Gedanken über die Markiertheitsverhältnisse für Einzelfälle macht. Man muß nur jeweils angeben, worauf genau sich die Markiertheit beziehen soll.

Zurück zu den syntaktischen Kategorien. Die Einheitenkategorien, mit denen wir uns bisher beschäftigt haben, sind nicht der einzige Typ von syntaktischer Kategorie, den man für eine Grammatik des Deutschen benötigt. Um das klarzumachen, vergleichen wir die Rolle des grammatischen Geschlechts beim Substantiv und beim bestimmten Artikel. Das Paradigma des bestimmten Artikels *der*^{WP} enthält Formen des Maskulinums, des Femininums und des Neutrum, das Genus ist hier eine Einheitenkategorisierung. Ein substantivisches Paradigma wie *Muttersprache*^{WP} dagegen enthält nicht Einheiten in den drei Genera, sondern das ganze Paradigma gehört zu den Feminina, ebenso wie *Mutterwitz*^{WP} zu den Maskulina und *Mutterglück*^{WP} zu den Neutra gehört. Jedes substantivische Paradigma und damit jedes substantivische lexikalische Wort gehört also einem grammatischen Geschlecht an und umgekehrt kann man sagen, daß die Genera eine Klassifizierung der Substantive als lexikalische Wörter abgeben. Für die Substantive ist das Genus nicht eine Einheiten-, sondern eine Wortkategorisierung, und die zugehörigen Kategorien heißen *syntaktische Wortkategorien*. Dies ist der zweite Typ von syntaktischer Kategorie, den wir für unsere Grammatik ansetzen. Wortkategorien sind keine Flexionskategorien. Sie treten bei flektierbaren Einheiten ebenso auf wie bei nicht flektierbaren, also bei Substantiven ebenso wie bei Adverbien oder Konjunktionen. Um Wortkategorien auch äußerlich von den Einheitenkategorien zu unterscheiden, notieren wir sie in Großbuchstaben. Mask, Fem, Neut sind also die Einheitenkategorien, wie sie beim Artikel auftreten, während MASK, FEM, NEUT die Wortkategorien des Substantivs sind.

Wir haben zur Illustration des Unterschiedes zwischen den Kategorientypen den speziellen Fall herausgegriffen, bei dem eine Einheitenkategorisierung den gleichen Namen hat wie eine Wortkategorisierung. Das ist ein Sonderfall, der nicht verallgemeinert werden kann. Er sollte uns auch nicht dazu verleiten, die Kategorien des grammatischen Geschlechts beim Substantiv und beim Artikel als »dieselben« anzusehen. Es handelt sich keineswegs um dieselben Kategorien,

denn daß ein Substantiv ein Neutrum ist, besagt etwas ganz anderes als daß die Artikelform *das* eine Form im Neutrum ist. Daß beide Kategorien den gleichen Namen haben, hat etwas mit der Kombinierbarkeit, also mit der Syntax von Substantiv und Artikel, zu tun und besagt nicht, daß beide »übereinstimmen«. Wir kommen auf diesen Punkt genauer zurück.

Selbstverständlich wird in Grammatiken schon immer mit Kategorien operiert, die dem entsprechen, was wir Wortkategorien nennen, nur wurden diese Kategorien nicht unter einem Begriff zusammengefaßt und den Einheitenkategorien gegenübergestellt. In erster Näherung kann man zu den Wortkategorien bestimmte Wortarten und ihre Subklassen zählen. So gliedern wir die nominalen Wörter in die substantivischen (SBST), adjektivischen (ADJ), pronominalen (PRO) und die der Artikel (ART). Die substantivischen ihrerseits zerfallen in Kategorien nach dem grammatischen Geschlecht sowie danach, ob sie Eigennamen, Gattungsnamen oder Stoffnamen sind.

Ganz andere Wortkategorien kommen bei den Verben ins Spiel. Zunächst gliedern wir sie in Vollverben (VV), Hilfsverben (HV), Kopulaverben (KV) und Modalverben (MV). Jede dieser Klassen enthält wieder Subklassen, die Vollverben etwa die transitiven und intransitiven Verben, die danach unterschieden sind, ob sie ein Akkusativobjekt nehmen und ein Passiv bilden oder nicht. Auch Nichtflektierbare wie die Konjunktionen beschreiben wir mithilfe von Wortkategorien. Die Konjunktion *aber* beispielsweise kann Hauptsätze miteinander verbinden (*Karl schießt kein Tor, aber er ist ein disziplinierter Verteidiger*), während *obwohl* einen Nebensatz einleitet (*Karl schießt kein Tor, obwohl er ein disziplinierter Verteidiger ist*). Die Konjunktionen werden deshalb in koordinierende (KOR) und subordinierende (SUB) eingeteilt. Ebenso werden die anderen nicht deklinierbaren Klassen, also Adverbien, Präpositionen und Partikeln, mithilfe von Wortkategorien subklassifiziert. Das führt dazu, daß wir in allen diesen Fällen von *einelementigen Wortparadigmen* sprechen. Das Paradigma *aber*^{WP} enthält nur eine Form, nämlich *aber* selbst. Die Redeweise von den einelementigen oder auch uneigentlichen Paradigmen wirkt auf den ersten Blick ein wenig hergeholt und künstlich. Sie ist es nicht, denn sie macht deutlich, daß die syntaktische Feinkategorisierung der flektierbaren Wörter nach denselben Prinzipien funktioniert wie die der nicht flektierbaren. Wir werden oft flektierbare und nicht flektierbare Wörter mit dem gleichen Kategorientyp beschreiben. Der Unterschied bleibt ja dennoch bestehen: Flektierbare werden mit Einheiten- und Wortkategorien beschrieben, nicht flektierbare nur mit Wortkategorien.

Die beiden bisher besprochenen Typen, die Einheitenkategorien und die Wortkategorien, fassen wir zusammen unter der Bezeichnung *syntaktische Markierungskategorien*. Die Begründung für diese Bezeichnung wird im folgenden Abschnitt (2.2) gegeben. Die Begriffe Markierungskategorie und Markierung haben nichts mit dem vorhin eingeführten Begriff der Markiertheit zu tun. Die Ähnlichkeit der Bezeichnungen ist ganz zufällig.

Neben den syntaktischen Markierungskategorien benötigt man als dritten und letzten Typ die *syntaktischen Konstituentenkategorien*. Jeder Satz ist hierarchisch gegliedert. Ein Satz besteht nicht einfach aus Wortformen, sondern zwischen dem Satz als der größten und den Wortformen als den kleinsten Einheiten der Syntax werden eine Reihe weiterer Einheiten angesetzt. Diese

hierarchische Gliederung wird mithilfe der Konstituentenkategorien erfaßt. Konstituentenkategorien sind also zum Teil das, was traditionell als Wortarten bezeichnet wird, aber auch größere Einheiten fallen unter die Konstituentenkategorien, für die in älteren Grammatiken im allgemeinen kein Kategorienname zur Verfügung steht. Unsere Grammatik kommt mit relativ wenigen Konstituentenkategorien aus, denn ein wesentlicher Teil der syntaktischen Information wird mit den Wort- und Einheitenkategorien erfaßt. Die folgende Liste enthält das vollständige Inventar an Konstituentenkategorien, das wir verwenden.

(3) Konstituentenkategorien

- a. Nomen (N): alle Substantive, Adjektive, Numeralia, Artikel und Pronomina. Beispiele: **Bücher, grüne, siebzehnte, des, welcher**. Nomina sind im allgemeinen deklinierbar.
- b. Nominalgruppe (NGr): komplexe Nominalausdrücke d.h. deklinierbare Ausdrücke, die mindestens zwei Nomina enthalten wie **der Bluff, der große Bluff, Inge und Karl**. Nomina und Nominalgruppen werden häufig zusammengefaßt unter dem Begriff des Nominals. »Nominal« ist ein Sammelbegriff, den wir abkürzend für alle deklinierbaren Ausdrücke verwenden. Er ist aber keine Konstituentenkategorie. Als nominale Konstituentenkategorien haben wir nur N und NGr.
- c. Verb (V): alle Formen von Vollverben, Hilfsverben, Kopulaverben und Modalverben, z.B. **sieht, sind, bleibt, könnt**. Auch alle zusammengesetzten Verbformen gehören zur Kategorie V wie **haben gewonnen, ist vergessen worden**.
- d. Verbalgruppe (VGr): Alle Ausdrücke, die aufgebaut sind aus Modalverb + Verb wie **muß schlafen, dürfte gesehen haben, sollen gewählt worden sein**
- e. Präposition (Pr): wie **in, durch, angesichts, aufgrund**.
- f. Präpositionalgruppe (PrGr): alle Ausdrücke, die aufgebaut sind aus Präposition + Nominal wie **auf der Heide, angesichts schwindender Exportüberschüsse, durch Wiederholen dieser Meldung**.
- g. Konjunktion (K): wie **daß, obwohl, denn, aber, wie, und**.
- h. Infinitivgruppe (IGr): gewisse Ausdrücke, die aufgebaut sind aus einem Infinitiv mit **zu, um zu, ohne zu, anstatt zu** + weiteren Bestandteilen. Beispiele: **ihn zu trösten** in **Er versucht, ihn zu trösten; um zu kommen; anstatt zu fragen**.
- i. Partizipialgruppe (PtGr): gewisse Ausdrücke, die aufgebaut sind aus einem Partizip 2 und weiteren Bestandteilen, z.B. **die Arme verschränkt, stand sie vor ihm**.
- j. Adjektivgruppe (AdjGr): gewisse Ausdrücke, die aufgebaut sind aus einem Adjektiv und weiteren Bestandteilen, z.B. **dem Menschen eigene** in **eine dem Menschen eigene Fähigkeit**.
- k. Adverb (Adv): alle Adverbien wie **hier, nicht, erstaunlicherweise, immer, dort**.
- l. Adverbialgruppe (AdvGr): Ausdrücke, die ein Adverb als »Kern« enthalten, auf den eine andere Konstituente bezogen ist, z.B. **dort am Bodensee** mit **dort** als Kern.

m. Satz (S): alle Sätze gehören zur Kategorie S, egal ob sie Haupt- oder Nebensätze, Frage- oder Aussagesätze sind.

Diese Liste von Konstituentenkategorien des Deutschen wurde zur Übersicht und als erste Orientierung zusammengestellt. Die Kategorien sind darin weder in ihrem Aufbau genau gekennzeichnet noch in ihrem Umfang vollständig erfaßt. Es wurde auch noch nichts darüber gesagt, wie die verschiedenen Kategorientypen gemeinsam für die syntaktische Beschreibung von Einheiten des Deutschen verwendet werden. Mit dieser Frage beschäftigen wir uns in Abschnitt 2.2 (Syntaktische Strukturen).

Ebenso unerörtert ist bisher die Frage nach der Rechtfertigung von syntaktischen Kategorien geblieben. Sie kann im einzelnen natürlich nur bei der Formulierung der Grammatik selbst vorgenommen werden, steht aber auch im Zusammenhang mit den allgemeinen Zielen einer syntaktischen Analyse und mit der Frage, welche Methoden man verwenden sollte, um zu einer syntaktischen Analyse zu kommen. Aufgabe des vorliegenden Abschnittes ist es nicht, alle Aspekte des Kategorienproblems zu erörtern, sondern mit Plausibilitätsargumenten und anknüpfend am geläufigen Begriff von grammatischer Kategorie die in dieser Grammatik verwendeten Typen von syntaktischen Kategorien vorzustellen. Dazu fehlt als letzter Schritt, daß wir uns darüber klar werden, was für Entitäten syntaktische Kategorien sind. Wir haben bisher etwas ungenau von Einheiten, Formen und Ausdrücken gesprochen, aus denen Kategorien bestehen. Diese Ungenauigkeit soll jetzt beseitigt werden (zum folgenden genauer Lieb 1975; 1983: 80 ff.; 1992).

Wir fassen alle syntaktischen Kategorien als Mengen von *syntaktischen Einheiten* auf. Syntaktische Einheiten sind die Entitäten (»Dinge«, »Objekte«), mit denen sich die Syntax befaßt, die sie zu analysieren hat. Die syntaktischen Einheiten werden auch häufig die »Ausdrücke« einer Sprache genannt. Dazu gehören die Sätze einer Sprache ebenso wie die Nominalgruppen, Verben, Konjunktionen usw., eben alles, was Gegenstand syntaktischer Überlegungen sein kann.

Syntaktische Einheiten sind generell aus syntaktischen *Grundformen* aufgebaut, syntaktische Grundformen sind also die elementaren syntaktischen Einheiten. Als syntaktische Grundformen kommen im Deutschen vor die *Wortformen*, die *Verschmelzungen* und die sogenannten *Wortreste*. Über den Begriff der Wortform ist früher schon einiges gesagt worden: In Sätzen und generell in syntaktischen Einheiten kommen nicht »Wörter« vor, sondern Wortformen. Der Satz **Viele Franzosen frieren** enthält die Wortformen **viele, Franzosen** und **frieren**. Wortformen besonderer Art sind Einheiten wie **am, ins, im**. Wir bringen das durch den Begriff der Verschmelzung zum Ausdruck. Verschmelzungen wurden auch Portmanteau- oder Schachtelmorpheme genannt, weil man sich vorstellte, sie enthielten die Bedeutung von zwei Morphemen unlösbar in eines zusammengepackt (Hockett 1947; s.a. 6.1.2). Wortreste als dritte Art von syntaktischen Grundformen kommen vor in **Bier- und Weingläser, Laub- und Nadelbäume**. Beim Wortrest ist etwas weggelassen, das aber in der Umgebung »wiedergefunden« werden kann. Auch ein Rückwärtsbezug des Wortrestes ist möglich wie in **Motorradhelm und -jacke** und sogar ein gleichzeitiger Vor- und Rückwärtsbezug kommt vor wie in **Spielerein- und -verkäufer für Spielereinkäufer und Spielerverkäufer**.

Syntaktische Einheiten sind nun generell Folgen von syntaktischen Grundformen. Der Begriff der Folge besagt, daß syntaktische Grundformen in syntaktischen Einheiten aneinandergereiht sind und damit in einer bestimmten Ordnung zueinander auftreten. Man kann immer angeben, ob eine bestimmte Grundform in einer Einheit vor oder nach einer bestimmten anderen auftritt. Mit dem Begriff der Folge werden die zeitliche Ordnung des Gesprochenen und die räumlich-lineare des Geschriebenen erfaßt. Viele Grammatiken sprechen in diesem Zusammenhang auch von der Verkettung von Grundformen. Damit wird aber weniger explizit auf die Ordnung zwischen den Grundformen hingewiesen als wenn man von Folgen von Grundformen spricht.

Syntaktische Grundformen sind ihrerseits natürlich weiter linguistisch analysierbar auf der Ebene der Morphologie und vor allem der Phonologie. Wir können uns hier nicht mit der Frage beschäftigen, wie syntaktische Grundformen aus Phonemen und Silben aufgebaut sind. Auch ohne das ist klar, daß eine jede syntaktische Grundform über ihre lautlichen Eigenschaften erfaßt werden kann. Jede Wortform, jede Verschmelzung und jeden Wortrest kann man phonologisch charakterisieren, indem man angibt, welche Phoneme (>Sprachlaute<) die Grundform enthält und wie sie typischerweise betont wird (Kohler 1995; speziell Vennemann 1980; Lieb 1980; Wort 1.3). Damit wird der Begriff der syntaktischen Einheit und auch der der syntaktischen Kategorie letztlich zurückgeführt auf phonologische Termini, denn die Phonologie beschäftigt sich mit den kleinsten sprachlichen Einheiten überhaupt.

2.2 Syntaktische Strukturen

2.2.1 Form und syntaktische Mittel

Einen Satz grammatisch beschreiben heißt, ihm seine Struktur bzw. seine Strukturen zuzuschreiben, in der Syntax speziell seine syntaktischen Strukturen. Die syntaktischen Strukturen sind Explikationen der syntaktischen Form. Wir müssen also, um über syntaktische Strukturen sinnvoll reden zu können, etwas über die Form sprachlicher Einheiten wissen. Was die Form sprachlicher Einheiten ist und wie man sie findet, liegt aber keineswegs auf der Hand. Der für seine Aperçus bekannte Linguist von Stechow faßt diesen Tatbestand prägnant zusammen: »Die Form eines Ausdrucks erkennt man natürlich nicht durch bloßes Hinstarren« (1980: 124)

Zur Form eines Gegenstandes gehört allgemein das, was an ihm sinnlich wahrnehmbar ist, was man hört, sieht, fühlt usw. So unkontrovers das sein dürfte, so groß ist die Uneinigkeit, wenn man genauer anzugeben versucht, was man denn sieht und hört. Entscheidend dafür ist der Wahrnehmungsbegriff, den man verwendet. Über den aber gibt es sehr verschiedene Auffassungen.

In der »Wahrnehmungspsychologie« von Hajos etwa heißt es einerseits »Wahrnehmungen sind raumzeitliche Abbildungen der Außenwelt« (1972: 15), praktisch ist dann jedoch nur von Wahrnehmungsschwellen, Unterschiedsempfindlichkeiten und Adaptionen der Sinnesorgane die Rede. Der Wahrnehmungsbegriff wird so auf niedriger Ebene des Erkennens angesiedelt. »Hö-

ren« kann man danach Tonhöhenunterschiede, Tondauern, Lautheiten und Lautheitsdifferenzen. Hören kann man keine Wörter und schon gar keine Sätze, sondern höchstens Folgen von Lauten mit einer Lautstärke- und Tonhöhenkontur. Ein solcher Wahrnehmungsbegriff meint genau das nicht, was man zur Grundlage eines Begriffs von sprachlicher Form zu machen hat. Man kann nämlich sehr wohl Wörter und Sätze als Ganze »hören« und nicht nur Folgen von Lauten, ebenso wie man Bäume und Wolken als Ganze »sehen« kann und nicht nur irgendwelche Bestandteile von ihnen. Der Unterschied ist gravierend, denn er führt zu gänzlich verschiedenen Formbegriffen.

In der Sprachwissenschaft ist ein enger Formbegriff verbreitet, gegründet wohl auf einen engen Wahrnehmungsbegriff. Die Formseite des sprachlichen Zeichens wird auf das akustisch Wahrnehmbare reduziert, denn ohne das Akustische, ohne Lauterzeugung, Lautübertragung und Lautverarbeitung sei mündliche Kommunikation nicht möglich. Die lautliche Seite des Sprachzeichens wird aber, so folgert man, von der Phonetik und Phonologie bearbeitet, und nicht von der Syntax. Deshalb sind es Phonetik und Phonologie, die sich nach dieser Auffassung eigentlich mit der Formseite sprachlicher Einheiten befassen. Man versteht dann unter der sprachlichen Form »alle wahrnehmbaren, insbesondere aber die akustisch wahrnehmbaren Reize (Einzelreize und Reizfolgen), die den Mitgliedern einer bestimmten Sprachgemeinschaft zur gegenseitigen Verständigung dienen« (Meier 1961: 15).

Die Schwierigkeit mit solchen Formulierungen ist, daß das Wahrnehmen an das Akustische gebunden bleibt. Ein Wort etwa wird aber nicht lediglich als »akustische Reizfolge« wahrgenommen. Damit es als Wort gehört werden kann, müssen auch sein silbischer und sein morphologischer Bau als solche gehört werden. Diese Wahrnehmung beruht zwar auf akustischer, ist selbst aber nicht akustisch, sondern phonologisch bzw. morphologisch. Wir sprechen deshalb von akustischen Wahrnehmungen mit nicht mehr Recht als von phonetischen, phonologischen, morphologischen und syntaktischen Wahrnehmungen. Die Reduktion auf das Akustische bzw. das Graphisch-Visuelle hat seinen Grund wohl in einer konkretistischen Sicht auf die Sprechsituation: Der Sprecher produziert »Laute«, die als »akustisches Signal« zum Adressaten gelangen. Der Adressat nimmt das »akustische Signal« wahr und verarbeitet es bis zur semantischen Analyse. Systematisch ist eine solche Reduktion durch nichts gerechtfertigt. Der Sprecher produziert nicht allein Laute, sondern er äußert auch Wörter und Sätze. Und der Adressat hört nicht allein Laute, sondern er hört ebenfalls auch Wörter und Sätze (instruktiv zum Begriff des Sprachhörens sind insbesondere die Erfahrungen der Ohrenphonetiker, vgl. z.B. Kohler 1995; Vieregge 1989; Wort 2.3.1).

Um den Begriff der syntaktischen Form konkret zu machen, stellen wir uns einen Sprecher vor, der etwas sagen und dazu ein bestimmtes Wortmaterial verwenden will. Welche Möglichkeiten stehen ihm zur Verfügung, größere Einheiten strukturiert aus kleineren aufzubauen? Wir nehmen dazu Satz 1a und stellen fest, was man – unter Beibehaltung des Wortmaterials – an diesem Satz ändern kann, so daß andere Sätze entstehen. Es kommt dabei auf die Variation der Form an. Ein »anderer Satz« ist also immer ein Satz mit einer anderen Form als der von 1a, egal, ob er mit 1a in der Bedeutung übereinstimmt oder nicht.

- (1) a. Auch unsere Gruppe erreichte den Zug nicht
 b. Unsere Gruppe erreichte auch den Zug nicht
 c. Erreichte unsere Gruppe auch den Zug nicht?
 d. Den Zug erreichte auch unsere Gruppe nicht
 e. Unsere Gruppe erreichte den Zug auch nicht
 f. Auch nicht unsere Gruppe erreichte den Zug
 g. Nicht unsere Gruppe erreichte auch den Zug

Diese sieben Sätze unterscheiden sich alle in der Form, weil die auftretenden Wortformen in unterschiedlicher *Reihenfolge* erscheinen. Die Unterschiede hört man, d.h. die Reihenfolge ist ein Mittel, größere Einheiten aus kleineren Einheiten unterschiedlich zu formen. Die Reihenfolge ist jeder syntaktischen Einheit immanent, sie ist mit ihr selbst gegeben. Man braucht also, wenn man die Form explizit macht, diesen Formaspekt nicht explizit zu machen. Mit dem bloßen Hinschreiben der Einheit ist die Reihenfolge klar.

Das ist anders bei der *Intonation*. Unter Intonation verstehen wir den zeitlichen Verlauf der Kombination aus Tonhöhe, Tondauer und Lautheit, der zu einem Satz gehört. Zweifellos ist die Intonation ein Formmittel. Denn man hört, ob der Hauptakzent des Satzes wie in 2a angedeutet auf *unsere* liegt, ob er auf *den* liegt oder ob er etwa am Satzende liegt und damit den Satz zu einer Frage macht. Einen syntaktischen Akzent deuten wir wie in 2 durch Kursivdruck oder durch ein Akzentzeichen auf dem entsprechenden Wort an (z.B. auch *únsere Gruppe*).

- (2) a. Auch *unsere* Gruppe erreichte den Zug nicht
 b. Auch unsere Gruppe erreichte *den* Zug nicht
 c. Auch unsere Gruppe erreichte den Zug *nicht*

Wir beschäftigen uns nicht weiter mit dem Begriff der Intonation noch berücksichtigen wir Intonationen systematisch in unserer Grammatik. Das bleibt ein Manko, das vorerst nicht zu beheben ist (zur Satzintonation Grundzüge: 839ff.; Uhmann 1991; Selting 1993; 1995).

Die syntaktische Form unseres Satzes kann weiter verändert werden, indem man vorkommende Einheiten morphologisch verändert (Präfix, Suffix, Infix, Umlaut und Ablaut; Beispiele in 3).

- (3) a. Auch unsere Gruppe erreichte den Zug nicht
 b. Auch unsere Gruppen erreichten den Zug nicht
 c. Auch unsere Gruppe erreicht den Zug nicht
 d. Auch unsere Gruppen erreichten die Züge nicht

Wir nennen dieses Formmittel die *morphologische Markierung* syntaktischer Einheiten. Im Deutschen erstreckt sich die morphologische Markierung im wesentlichen auf Flexionsmerkmale. Sie schlägt sich unmittelbar nieder in Markierungskategorien.

Reihenfolge, Intonation (im Geschriebenen Interpunktion, Behrens 1991; Primus 1997a) und morphologische Markierung nennen wir die *syntaktischen Mittel* einer Sprache. Die syntaktischen Mittel sind es also, die das Instru-

mentarium zur strukturierten Bildung komplexer Ausdrücke abgeben. Es wird hier die Auffassung vertreten, daß Reihenfolge, Intonation und morphologische Markierung nicht nur die einzigen syntaktischen Mittel des Deutschen sind, sondern daß es überhaupt keine Sprache gibt, die andere syntaktische Mittel als diese drei zur Verfügung hat.

Diese Behauptung kann man nicht ohne weiteres beweisen, und manche Grammatiken nennen andere und vor allem mehr Formmittel als die drei (Admoni 1970: 211 ff.; Jung 1973: 122 ff.; Flämig u. a. 1972: 36 ff.). Man kann aber für jeden Einzelfall zeigen, daß die aufgeführten Formmittel entweder auf die drei reduzierbar sind oder daß es sich nicht um Formmittel im eigentlichen Sinne handelt. Betrachten wir als Beispiel die »Mittel zur Verknüpfung der Wörter« wie sie in der Grammatik von Hermann Paul (1919: 4 ff.) genannt werden. »Die Mittel, deren sich die Sprache bedient, um die Verknüpfung der Wörter und der an sie angeschlossenen Vorstellungsmassen zum Ausdruck zu bringen, sind die folgenden:

1. Die Aneinanderreihung der Wörter an sich ...
2. Die Stellung der Wörter ...
3. Die Abstufung des Stimmtones ...
4. Die Abstufung der Stimmstärke ...
5. Das Tempo der Rede ...
6. Wörter, die wir als Verbindungswörter bezeichnen können ...
7. Flexion.«

Der Unterschied, den Paul in 1. und 2. macht zwischen der Tatsache, daß Wörter aneinandergereiht sind und der Art und Weise *wie* sie aufeinanderfolgen (bei einer bestimmten Wortstellung also), ist kaum zu rechtfertigen. Es gibt keine »Aneinanderreihung der Wörter an sich«, es sei denn in einer Sprache mit vollkommen freier Wortordnung. Eine solche Sprache gibt es nicht, und es kann sie aus vielerlei Gründen auch nicht geben. Punkt 1. und 2. entsprechen dem, was wir das syntaktische Mittel Reihenfolge genannt haben.

3., 4. und 5. entsprechen der Intonation, wobei die weitere (hier nicht wiedergegebene) Erläuterung von 5. bei Paul zeigt, daß mit »Tempo der Rede« auch das gemeint ist, was wir Tondauer nennen. Im übrigen ist das Tempo der Rede aber syntaktisch irrelevant etwa so, wie der Unterschied zwischen der Tonhöhe einer Kinderstimme und einer Männerstimme syntaktisch irrelevant ist.

Die »Verbindungswörter« unter 6 sind kein syntaktisches Mittel in unserem Sinne. Paul führt als Beispiele solcher Wörter Präpositionen, Pronomina und Adverbien auf, meint also im wesentlichen das, was in 2.1 als abgeschlossene Klassen von Einheiten thematisiert wurde. Sie spielen für uns keine besondere Rolle im Sinne eines syntaktischen Mittels, vielmehr sind sie dem Gebrauch der syntaktischen Mittel ebenso unterworfen wie alle anderen Einheiten.

Das zuletzt genannte Mittel Flexion entspricht dem, was wir morphologische Markierung genannt haben.

Gravierende Unvereinbarkeiten zwischen unseren syntaktischen Mitteln und Pauls Verknüpfungsmitteln gibt es nicht. Der Gedanke, die syntaktische Form über den Gebrauch der syntaktischen Mittel zu explizieren, ist nicht neu. Er

wird hier besonders betont, weil er in modernen Syntaxen häufig ganz in den Hintergrund getreten ist und vielfach kaum eine Rolle bei der Rechtfertigung syntaktischer Strukturen spielt. Das liegt sicher daran, daß unter Syntax meist nicht die Lehre von der Oberflächenform selbst verstanden wird, sondern die Lehre von der Herleitung dieser Form aus einer Tiefenstruktur oder semantischen Struktur. Die syntaktischen Mittel sind von Interesse nur für die Oberflächenform.

2.2.2 Das Strukturformat

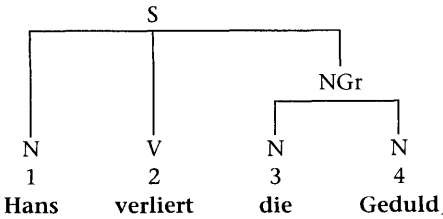
Die Oberflächenform wird gebildet mithilfe der syntaktischen Mittel. Was aber ist die Oberflächenform (Oberflächenstruktur) selbst, und wie wird sie anschaulich gemacht?

Wir betrachten als Beispiel einen einfachen Subjekt-Prädikat-Objekt-Satz. Für diesen Satz und seine Teile tragen wir das zusammen, was uns an syntaktischer Information bekannt ist und ordnen es systematisch den Ausdrücken zu, zu denen es gehört. Alle Begriffe sind syntaktisch gemeint, es geht um syntaktische Strukturen.

Die syntaktische Einheit **Hans verliert die Geduld** ist eine Folge von Grundformen (Wortformen). Das machen wir mit Durchzählen der elementaren Bestandteile deutlich. Die Numerierung lassen wir im allgemeinen weg, bei vollständiger Angabe der Struktur gehört sie aber dazu.

Hans ist die Form eines Nomens, ebenso **die** und **Geduld**. Zusammen bilden sie eine Nominalgruppe. **Verliert** ist eine Verbform, das Ganze ist ein Satz. Alle genannten Kategorien sind Konstituentenkategorien, die in 1 angegebene Struktur nennen wir eine syntaktische Konstituentenstruktur. Die Konstituentenstruktur gibt den hierarchischen Aufbau syntaktischer Einheiten mithilfe der Konstituentenkategorien wieder.

(1)



Es werden nun einige Hilfsbegriffe eingeführt, die es uns in Zukunft erleichtern werden, über Eigenschaften von Einheiten mit ihren Strukturen zu reden.

Eine syntaktische Konstituente ist jeder Teil einer syntaktischen Einheit, der bei einer gegebenen Konstituentenstruktur einer Konstituentenkategorie zugeordnet ist. Bezüglich 1 wären Konstituenten etwa **Hans**, **die Geduld** und auch der ganze Satz. Keine Konstituenten sind **Hans verliert** oder **verliert die Geduld**, denn diese Teile des Satzes sind nicht für sich zu einem Knoten zusammengefaßt.

Eine Konstituente f_1 ist einer Konstituente f_2 bei einer gegebenen Konstituentenstruktur untergeordnet, wenn f_1 ganz in f_2 enthalten ist. Bezüglich 1 ist beispielsweise **die Geduld** dem ganzen Satz untergeordnet, **die** ist **die Geduld** untergeordnet, **die** ist aber auch dem ganzen Satz untergeordnet. Ein besonderer Fall von Unterordnung ist die unmittelbare Unterordnung. Sie ist gegeben, wenn kein Knoten mehr zwischen den Kategorien zweier Konstituenten liegt. Beispielsweise ist **die** der Konstituente **die Geduld** unmittelbar untergeordnet, **die** ist aber nicht dem ganzen Satz unmittelbar untergeordnet.

Eine Konstituente f_1 ist einer Konstituente f_2 bei gegebener Konstituentenstruktur nebeneinandergeordnet, wenn es eine Konstituente f_3 gibt, der sowohl f_1 als auch f_2 unmittelbar untergeordnet ist. Bezüglich 1 sind etwa **Hans** und **die Geduld** nebeneinandergeordnet, oder auch **verliert** und **Hans**.

Die Konstituentenstruktur in 1 umfaßt nun keineswegs schon alles, was wir über die Grammatik der zugehörigen Einheit wissen. Wir ordnen die weitere kategoriale Information über die einzelnen Konstituenten nach Einheiten- und Wortkategorien und führen alle Kategorien auf, die für eine Konstituente überhaupt infrage kommen.

Hans kann sein Nom, Sg oder Dat, Sg oder Akk, Sg (Einheitenkategorien). **Hans** ist außerdem ein Substantiv im Maskulinum (SBST, MASK: Wortkategorien). Möglicherweise gehört **Hans** zu weiteren Wortkategorien, die wir erst aus einer genaueren Analyse der Substantive gewinnen (5.3.2). All dies repräsentieren wir als sogenannte Markierung von **Hans** wie in 2:

(2)

Hans	
{Nom, Sg}	{SBST, MASK ...}
{Dat, Sg}	{SBST, MASK ...}
{Akk, Sg}	{SBST, MASK ...}

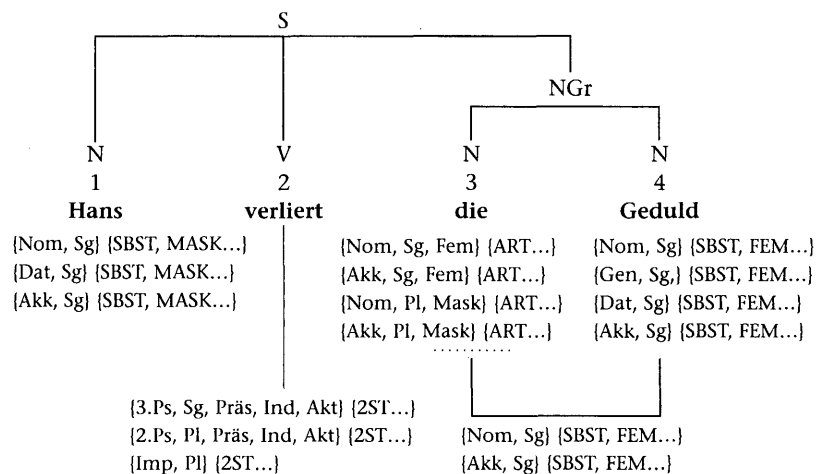
Jede der Zeilen liefert eine mögliche kategoriale Beschreibung von **Hans** mithilfe von Einheiten- und Wortkategorien, die wir ja zusammen Markierungskategorien genannt haben (2.1). Von den in 2 angegebenen grammatischen Alternativen kommt im Satz aus 1 nur eine tatsächlich zum Zuge, denn **Hans** kann hier nur Nominativ sein. Aber zur vollständigen Charakterisierung gehören zunächst die drei Möglichkeiten.

Die Verbform **verliert** kann 3.Ps, Präs, Ind, Akt im Sg (**er verliert**) oder 2.Ps, Pl (**ihr verliert**) sein, außerdem die Pluralform des Imperativ (Imp, Pl). Als Wortkategorie für **verlieren** geben wir hier nur an, daß es sich um ein zweistelliges Verb handelt, ein Verb also, das Subjekt und Objekt regiert (2ST).

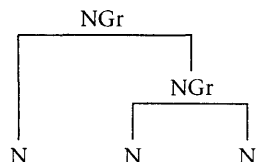
Eine der am häufigsten verwendeten Wortformen des Deutschen überhaupt ist **die**, und zum Teil beruht das darauf, daß **die** zu so vielen verschiedenen grammatischen Kategorien gehört. Als Artikel kann es Fem, Sg im Nom und Akk sein, außerdem Nom und Akk im Pl der drei Genera. Als Wortkategorie geben wir nur ART (Artikel) an, aber **die** kann auch Demonstrativ- und Relativpronomen sein.

Geduld wird nach denselben Gesichtspunkten Kategorien zugeordnet wie **Hans**, und **die Geduld** schließlich kann nur noch auf zwei Weisen charakterisiert werden, nämlich als Nom und Akk des Sg. Alle anderen Möglichkeiten, die **die** für sich hat, sind für **die Geduld** ausgeschlossen. Damit ergibt sich insgesamt 3 (S. 30).

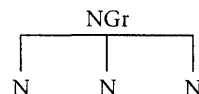
(3)



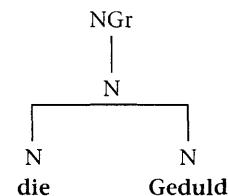
(4) a.



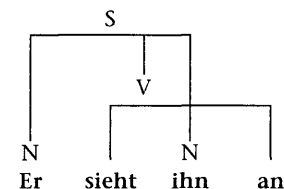
b.



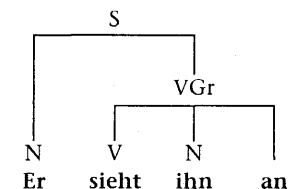
(5)



(6) a.



b.



Es wird noch einmal hervorgehoben, daß in diesem Abschnitt nicht konkrete Lösungen für grammatische Probleme zu besprechen waren, sondern nur der Begriff der syntaktischen Struktur selbst. Es sollte gezeigt werden, welche Möglichkeiten man hat, die Form von Sätzen durch Angabe ihrer syntakti-

schen Strukturen explizit zu machen. Man hat die Bausteine. Wie die Häuser aussehen, die man damit baut, ist noch weitgehend offen. Die Steine wurden so gewählt, daß die Form des Hauses nicht schon durch die Form der Steine vorgegeben ist.

2.2.3 Syntagmatische Relationen

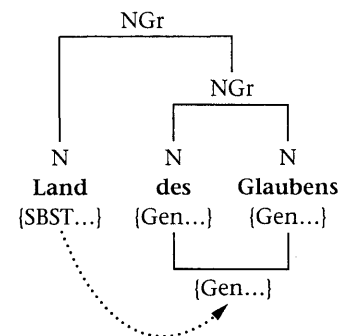
Das Reden vom Gebrauch der syntaktischen Mittel einerseits und den syntaktischen Strukturen als seinem Ergebnis andererseits läßt noch einen großen Abstand, eine schwer überbrückbare kognitive Lücke zwischen beidem. Zwar ist offensichtlich, daß Ausdrücke mithilfe der syntaktischen Mittel geformt werden, aber viel weniger offensichtlich ist, wie dadurch eine syntaktische Struktur entsteht. Insbesondere das Ansetzen von höheren Konstituenten muß besonders begründet werden. Sprachliche Ausdrücke haben prima facie nur eine Ausdehnung in einer Dimension, sie sind linear. Die Behauptung einer hierarchischen Gliederung, einer »verborgenen« Ausdehnung in die zweite Dimension, ist alles andere als offensichtlich. An ihr entzündet sich daher besonders leicht der Streit darüber, ob die vom Linguisten angegebenen syntaktischen Strukturen den Ausdrücken tatsächlich zukommen, ob sie existieren in einem vernünftigen Sinne. Oder ob sie nicht eher Resultat der Erfindungsgabe der Linguisten sind, Ausdruck von Fixiertheiten einer Disziplin, die ihren Gegenstand unbedingt einem bestimmten Strukturbegriff zugänglich machen möchte (zur Auseinandersetzung über diese Frage im klassischen Strukturalismus Hockett 1976, 1976a).

Der Begriff, mit dem der Schritt von den syntaktischen Mitteln zu den syntaktischen Strukturen vollziehbar wird, ist der der syntagmatischen Beziehung (Saussure 1967: 147 ff.; Lyons 1980: 72 ff.). Syntagmatische Beziehungen oder Relationen bestehen zwischen Teilen von sprachlichen Ausdrücken untereinander, und zwar auf allen Ebenen des Systems. Speziell in der Syntax bestehen syntagmatische Beziehungen zwischen Konstituenten. Für das Deutsche setzen wir vier Typen solcher Beziehungen an, nämlich Rektion, Identität, Kongruenz und Positionsbezug.

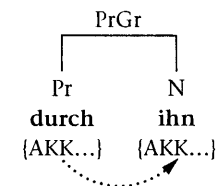
1. **Rektion.** Es gibt Verben, deren Objekt im Akkusativ steht, neben solchen mit Dativ und solchen mit Genitiv. Diese Abhängigkeit der Objektkasus vom Verb bezeichnet man traditionell als Rektion. Die Objektkasus faßt man unter der Bezeichnung oblique Kasus zusammen und stellt sie dem Nominativ als Casus rectus gegenüber (zu einer anderen Verwendung von »obliquen Kasus« 3.2; 5.1).

In unserer Grammatik verwenden wir einen verallgemeinerten Rektionsbegriff: Eine Konstituente f_1 regiert eine Konstituente f_2 , wenn ein Formmerkmal von f_2 durch syntaktische Kategorien von f_1 festgelegt ist.

(1) a.



b.



Zwei Beispiele gibt 1. Ein Substantiv (Wortkategorie SBST) kann als Kern einer NGr verschiedene Attribute haben, unter ihnen das Genitivattribut. Die Form dieses Attributs wird vom Substantiv in Hinsicht auf den Kasus festgelegt. Es gibt nur ein Genitivattribut dieser Art und nicht auch ein Dativ- oder Nominativattribut. Wir sagen dann, *das Substantiv regiert ein Nominal im Gen.* Auch die Präposition in 1b regiert ein Nominal in einem bestimmten Kasus, hier dem Akkusativ. Das der Präposition folgende Nominal ist bezüglich des Kasus oder der Wahl zwischen zwei Kasus (in + Dat, in + Akk) durch die Präposition festgelegt.

Beide Beispiele in 1 sind Fälle von Kasusrektion. Sie unterscheiden sich aber wesentlich voneinander. Das Substantiv *kann* ein Genitivattribut haben, der Präposition *muß* aber in der Regel ein Nominal folgen. Man spricht hier von fakultativer vs. obligatorischer Rektion. Ein weiterer Unterschied besteht darin, daß eine Präposition die nachfolgende Konstituente in Hinsicht auf Nominalität regiert. Diese ist im Normalfall ein N oder eine NGr. Der Kasus des Nominals wird dagegen von der einzelnen Präposition regiert. Dabei kommen drei der vier Kasus vor, nämlich der Gen (trotz des Gewitters) der Dat (in dem Gewitter) und der Akk (in das Gewitter). Beim substantivischen Attribut gibt es dagegen nur einen Kasus. Ist ein solches Attribut vorhanden, dann steht es im Gen. Man hat die Präpositionen also in Hinsicht auf die Kasusrektion zu subklassifizieren, die Substantive aber nicht (6.1; 8.3).

Bei Kasusrektion ist die regierte Konstituente auf eine oder mehrere von vier möglichen Kasus Kategorien festgelegt. Dieser Rektionstyp bezieht sich in einfacher Weise auf die Kategorien einer bestimmten Kategorisierung. Das ist nicht immer so offensichtlich. Ein Beispiel ist der von Gunnar Bech eingeführte Begriff der Statusrektion. Dem reinen Infinitiv weist er die Kategorie 1. Status zu (z.B. werde *sehen*), dem zu-Infinitiv die Kategorie 2. Status (*versuche zu sehen*) und dem Partizip 2 die Kategorie 3. Status (*habe gesehen*). Offenbar ist Status nicht im selben einfachen Sinn eine Kategorisierung wie Kasus. Die Statusformen sind sowohl formal als auch in Hinsicht auf ihre Distribution heterogener als die Kasusformen. Daß man sie unter einer Kategorisierung zusammenfaßt, bedarf besonderer Rechtfertigung (Bech 1983: 12 ff.; weiter 4.2).

Noch weiter weg vom traditionellen Rektionsbegriff ist man, wenn sich Rektion gar nicht auf Flexionseigenschaften der regierten Konstituente beziehen. So gibt es Verben, die **daß**-Sätze regieren, nicht aber **ob**-Sätze (2a); und umgekehrt gibt es solche, die **ob**-Sätze, aber keine **daß**-Sätze regieren (2b).

- (2) a. **Karl behauptet, daß/*ob es geht**
b. **Karl fragt, *daß/ob es geht**

Die Konjunktionen **daß** und **ob** verhalten sich hier offenbar ähnlich zueinander wie die Kasusformen bei Präpositionen. Als regierte Konstituenten weisen die Nebensätze hier einen Unterschied in der Konjunktion auf, in nichts sonst. Gibt es weitere Konjunktionen oder Formmerkmale anderer Art, die hier zu berücksichtigen sind? Soll man nach Kasus- und Statusrektion einen dritten Rektionstyp ansetzen, etwa einen, bei dem die regierten Konstituenten sich in nichtflektierbaren Einheiten unterscheiden?

Wir werden in der Grammatik auf recht unterschiedliche Ausprägungen der Rektionsbeziehung stoßen und die jeweiligen Besonderheiten an Ort und Stelle besprechen (zum Rektionsbegriff allgemein Moravcsik 1993). Zweckmäßig ist es aber, sofort zwei Teilrelationen der Rektionsbeziehung zu unterscheiden. Ein Substantiv regiert den Genitiv, das ist eine Eigenschaft der Wörter dieser Kategorie. Wir sprechen hier von *kategorialer Rektion*. Bei den Präpositionen kann vielleicht einer der Kasus als der im unmarkierten Fall regierte ausgezeichnet werden. Möglicherweise können wir sagen, eine Präposition regiere, wenn nicht ausdrücklich etwas anderes festgelegt wird, den Dativ. Diesen Kasus nennt man dann den strukturellen Kasus der Präpositionen (s.u.). Im übrigen muß aber bei jeder Präposition im Lexikon vermerkt werden, welche Kasus sie regiert. Man spricht dann von *lexikalischer Rektion*.

Auch bei den Verben ist offenbar beides möglich. Jedes Verb kann einen Nominativ nehmen (Subjekt, kategoriale Rektion), dagegen müssen sie etwa für das Genitivobjekt Verb für Verb spezifiziert werden (lexikalische Rektion): **entraten** und **gedenken** etwa regieren den Gen, **beraten** und **verdenken** regieren ihn nicht. Der Nominativ ist für das Verb ein struktureller, der Gen ein lexikalischer Kasus.

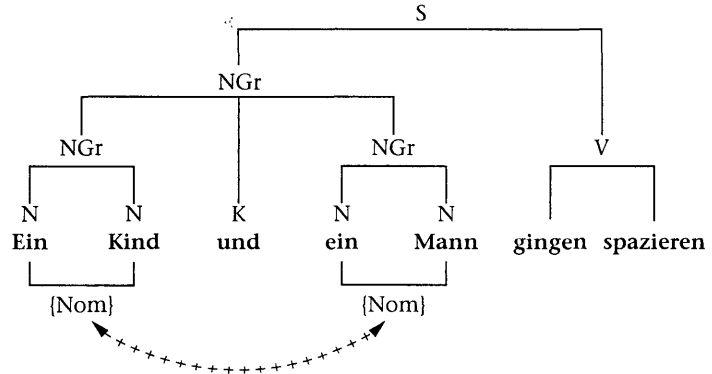
Eine besondere Form von Rektion ist die *Valenz*. Von Valenz spricht man üblicherweise dann, wenn die Einheiten einer Kategorie mehrere und verschieden viele andere Einheiten regieren können. So haben Verben Valenz, weil sie verschieden viele Ergänzungen nehmen können (Subjekt und Objekte, statt von Ergänzungen spricht man neuerdings meist von Komplementen). Die terminologische Ausgrenzung der Valenz von den Rektionsbeziehungen ist historisch bedingt. Der Valenzbegriff wurde zunächst nur in der Verbgrammatik verwendet. Dort hat er sich bis heute gehalten. Die konsequente Erweiterung des Valenzbegriffes auf einen relativ allgemeinen Rektionsbegriff findet sich im Konzept der sog. X-bar-Syntax (Stechow/Sternefeld 1988; Borsley 1997).

Die systematische Trennung von Valenz und Rektion wird manchmal so vorgenommen, daß man mit Valenz die Zahl der regierten Einheiten erfaßt, während man von Rektion dann spricht, wenn es um die Form der regierten Einheiten geht (Lieb 1983). Eine solche Trennung rekonstruiert aber gerade

nicht den in der Valenzgrammatik üblichen Valenzbegriff, denn dieser meint Zahl und Form der Ergänzungen. Benennt man etwa die Rektionseigenschaften eines Verbs vollständig, nennt man also die Formen aller möglichen Ergänzungen, so ergibt sich die Zahl der Ergänzungen von selbst mit den Rektionseigenschaften.

2. *Identität*. Eine Konstituente f_1 steht in der Identitätsbeziehung zu einer Konstituente f_2 , wenn es bestimmte grammatische Kategorien gibt, denen beide Konstituenten zugeordnet sind. Man kann den hier relevanten Identitätsbegriff sehr viel exakter fassen. Weil das formal aufwendig würde, lassen wir es bei der kurzen Explikation bewenden. Der entscheidende Punkt ist, daß es Konstruktionen gibt, in denen Konstituenten denselben Kategorien zugeordnet werden müssen. Das Bestehen der Identitätsbeziehung wird angedeutet durch eine Kreuzlinie. In 3 stehen **ein Kind** und **ein Mann** in dieser Beziehung. Beide können hier nur als Nominative gelesen werden und bilden zusammen das Subjekt. Dazu müssen sie im Kasus übereinstimmen, nicht aber auch in sämtlichen anderen Kategorien. Beispielsweise können sie sich im Numerus unterscheiden. Aus diesem Grunde wurde oben etwas umständlich von »bestimmten grammatischen Kategorien« gesprochen.

(3)



Die Identitätsbeziehung spielt eine Rolle bei den nebenordnenden Konjunktionen (**aber**, **und**, **oder**) und anderen Formen der Koordination wie in **viele blaue Veilchen**, in den sogenannten Vergleichssätzen (**Wir betrachten dich als den Würdigsten**) und aller Wahrscheinlichkeit nach auch bei Konstruktionen vom Typ **zehn Lastwagen Kies** (8.3.2). Wir kommen darauf in den entsprechenden Abschnitten genauer zu sprechen. Daß die Identitätsbeziehung als eigenständige und gar nicht selten auftretende syntagmatische Beziehung neben den anderen kaum einmal erwähnt wird, liegt wohl an der begrifflichen Unschärfe im Verhältnis zur Kongruenz.

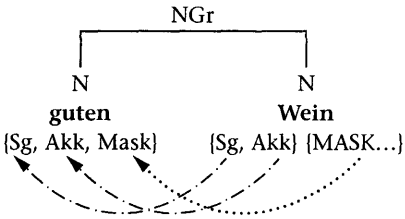
3. *Kongruenz*. Eine Konstituente f_1 kongruiert mit einer Konstituente f_2 , wenn f_1 bezüglich mindestens einer Einheitenkategorie von einer Einheitenkategorie von f_2 abhängt.

Das Entscheidende ist, daß die Kongruenzbeziehung allein auf Einheiten-

kategorien der beteiligten Konstituenten beruht. Kongruenz ist seltener als meistens angenommen wird, besonders deshalb, weil viele Rektionsbeziehungen irrtümlich als Kongruenzbeziehungen gelten. Wir illustrieren das Problem am Verhältnis des adjektivischen Attributs zum modifizierten Substantiv.

In den meisten Grammatiken steht, daß das adjektivische Attribut mit dem Kernsubstantiv bezüglich Genus, Numerus und Kasus kongruiere. In **Sie mag guten Wein** etwa würde **guten** mit **Wein** kongruieren, weil es Mask, Sg, Akk ist und **Wein** eben diesen Kategorien zuzuordnen wäre.

(4)



In einer solchen Sichtweise stecken zwei Irrtümer. Der erste besteht darin, daß die Kongruenzbeziehung auch auf das Genus ausgedehnt wird. Das adjektivische Attribut kongruiert mit dem Substantiv wohl hinsichtlich Numerus und Kasus, nicht aber im Genus. Das Genus ist beim Substantiv eine Wortkategorisierung, d. h. das Substantiv *regiert* das Adjektiv hinsichtlich des Genus. Tragen wir die Kongruenzbeziehung als Strichpunkt-Linie ein, dann stellen sich die syntagmatischen Beziehungen wie in 4 dar.

Der zweite Irrtum besteht darin, daß beim Adjektiv und beim Substantiv von ›denselben‹ Kategorien gesprochen wird. Man nimmt einfach an, daß Akk und Sg beim Adjektiv dasselbe sind wie Akk und Sg beim Substantiv. Diese Annahme ist unzutreffend. Der Kasus beim Adjektiv hat eine gänzlich andere Funktion als beim Substantiv, und er wird vollkommen anders gebildet. Er ist mit den substantivischen Kasus über die Kongruenzbeziehung verbunden, wird aber damit nicht zu einem substantivischen Kasus. Die Kategorien bleiben verschieden. Um das deutlich zu machen, sollte man eigentlich für die adjektivischen Kasus andere Namen einführen als für die substantivischen. Wir bleiben im allgemeinen bei den traditionellen Bezeichnungen, gehen aber an anderer Stelle genauer auf die Frage ein, worin der Unterschied zwischen den Kasus beim Substantiv und beim Adjektiv besteht (8.2; Wort 5).

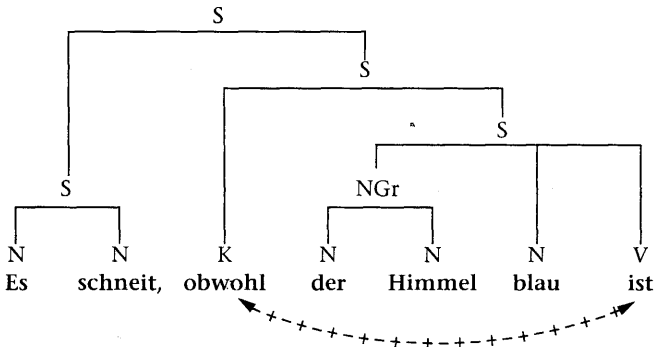
Noch deutlicher als bei Numerus und Kasus ist die Verschiedenheit der Kategorien beim Genus. Das Adjektiv flektiert hinsichtlich des Genus, die Kategorien sind hier Einheitenkategorien. Das Substantiv flektiert nicht hinsichtlich des Genus. Wer sagt, das Adjektiv habe ›dasselbe‹ Genus wie das Substantiv, irrt gleich zweimal.

Anders als die Identitätsrelation ist die Kongruenzbeziehung nicht symmetrisch. Das Adjektiv richtet sich in Hinsicht auf seine Form nach dem Substantiv, aber nicht umgekehrt. In diesem Punkt hat Kongruenz etwas mit Rektion gemeinsam.

4. *Positionsbezug*. Eine Konstituente f_1 ist positionsbezogen auf eine Konstituente f_2 , wenn die Position von f_2 relativ zu f_1 festliegt.

Die Reihenfolge der Konstituenten im Satz folgt bestimmten ›Wortstellungsregeln‹, die man beschreiben kann, indem man Bezug nimmt auf die relative Anordnung der Konstituenten zueinander. So hat das Deutsche Präpositionen, d. h. die ›Adposition‹ geht dem Nominal voraus. Eine Wortstellungsregel wie die, daß das finite Verb im Nebensatz am Schluß steht, kann als Positionsbezug zwischen subordinierender Konjunktion oder einer anderen nebensatzeinleitenden Einheit und dem Finitum ausgedrückt werden (5):

(5)



Die syntagmatische Relation Positionsbezug deuten wir durch eine Strichkreuzlinie an. Diese Relation ist meist, aber nicht notwendigerweise symmetrisch. Ganz intuitiv spielt sie für die syntaktische Struktur eine um so größere Rolle, je weniger Flexionsmarkierungen vorhanden sind.

Da das Deutsche über ein ziemlich differenziertes Inventar an Flexiven verfügt und andererseits große Klassen von nichtflektierbaren Einheiten hat, ist nicht von vornherein klar, in welchem Umfang Reihenfolgebeziehungen eine Bedeutung für die syntaktische Strukturiertheit spielen. Wir gehen der Frage in Kap.13 nach.

Das Operieren mit syntagmatischen Beziehungen und besonders die Unterscheidung von Rektion, Identität und Kongruenz mag manchem wenig ergiebig erscheinen. Tatsächlich ist sie für das Deutsche mit seinem noch ausgebildeten Flexionssystem von großer Bedeutung. Manche Erscheinungen wie die sogenannte Subjekt-Prädikat-Kongruenz lassen sich in ihrer Systematik erst verstehen, wenn man etwa Kongruenz- und Rektionsphänomene voneinander trennen kann (9.1). Der eigentliche Grund einer Bestimmung der syntagmatischen Beziehungen bleibt aber, daß sie häufig entscheidende Hinweise auf die hierarchische Strukturiertheit syntaktischer Einheiten geben.

In manchen Fällen und insbesondere dann, wenn mehrere syntagmatische Beziehungen gleichzeitig bestehen, ist es umständlich, zwischen Kongruenz, Rektion und Identität zu unterscheiden. Wir sprechen dann einfach davon, daß die Konstituenten formal aufeinander abgestimmt seien oder miteinander *korrespondieren*.

2.3 Syntaktische Relationen

2.3.1 Syntaktische Relationen als definierte Begriffe

Über die Syntax eines Satzes kann man mithilfe von syntaktischen Kategorien und Strukturen reden, wie sie in den vorausgehenden Abschnitten charakterisiert wurden, man kann sich aber auch einer Begrifflichkeit bedienen, die Ausdrücke wie Subjekt, Objekt und Attribut enthält. Betrachten wir als Beispiel den Satz **Die Regierung besteht auf der neuen Startbahn**. Wir können ihn syntaktisch beschreiben, indem wir feststellen (1) der Satz besteht aus einer Nominalgruppe im Nominativ, einem Verb und einer Präpositionalgruppe mit Dativnominal oder (2) der Satz besteht aus Subjekt, Prädikat und Präpositionalobjekt. Beide Redeweisen sind offensichtlich weder identisch noch sind sie unabhängig voneinander, denn ›Subjekt‹ hat etwas mit ›Nominativ‹ zu tun, ›Prädikat‹ mit ›Verb‹ und ›Präpositionalobjekt‹ mit ›PrGr‹.

Begriffe wie ›Subjekt‹, ›Prädikat‹, ›Objekt‹, ›Attribut‹ und ›adverbiale Bestimmung‹ sind relationale Begriffe. Sie kennzeichnen eine Konstituente nicht für sich selbst und unabhängig von der Umgebung, sondern sie kennzeichnen, welche Funktion die Konstituente innerhalb einer größeren Einheit hat. Sie wird damit in Beziehung zu anderen Konstituenten gesetzt und diese Beziehungen oder Relationen werden als Subjekt-Beziehung, Objekt-Beziehung usw. bezeichnet. Bezogen auf unser Beispiel sagt man etwa:

- (1) a. **die Regierung** ist Subjekt zu **besteht**
- b. **auf der neuen Startbahn** ist Präpositionalobjekt zu **besteht**
- c. **besteht** ist Prädikat zu **Die Regierung besteht auf der neuen Startbahn**

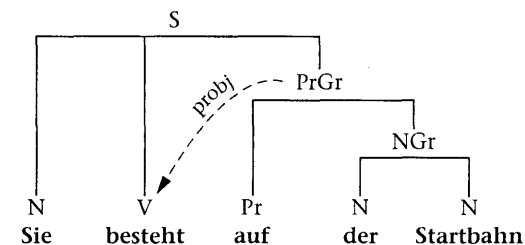
Die Aussagen in 1 gelten nicht allgemein, sondern sie gelten für den Beispielsatz. Der Ausdruck **auf der neuen Startbahn** ist beispielsweise nicht in allen Sätzen, in denen er vorkommt, Präpositionalobjekt, sondern kann auch andere Funktionen haben (2).

- (2) a. **Die Regierung besteht auf der neuen Startbahn**
- b. **Zahlreiche Umweltschützer übernachteten auf der neuen Startbahn**
- c. **Die erste Landung auf der neuen Startbahn wird verschoben**

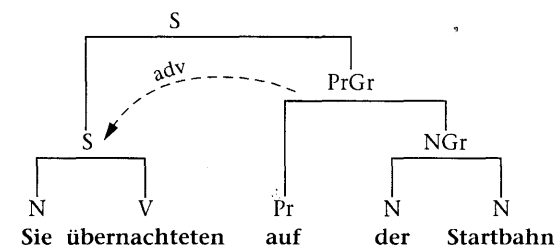
Alle Sätze in 2 enthalten den Ausdruck **auf der neuen Startbahn**, aber nur in 2a ist er Präpositionalobjekt. In 2b hat er die Funktion einer adverbialen Bestimmung und in 2c die eines Präpositionalattributs. Diese Unterschiede in der syntaktischen Funktion lassen sich nicht dem Ausdruck selbst entnehmen. Die PrGr **auf der neuen Startbahn** hat in den drei Sätzen dieselbe Form (also auch dieselbe syntaktische Struktur), und erst bei Berücksichtigung der Umgebung ergibt sich die Verschiedenheit der Funktion. Genauer faßbar wird dieser Unterschied, wenn man die Ausdrücke mit ihrer syntaktischen Struktur betrachtet. Aus den Konstituentenstrukturen in 3 wird deutlich, daß die PrGr in jedem der drei Ausdrücke eine andere Stellung in der Struktur hat (die Struk-

turen dienen wiederum nur zur Demonstration und werden an dieser Stelle nicht weiter gerechtfertigt).

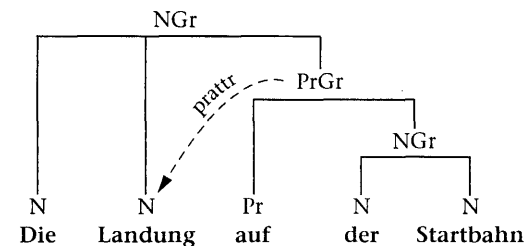
(3) a.



b.



c.



Zur genaueren Fassung des Unterschieds zwischen Objekt-, adverbialer und attributiver Funktion der PrGr genügt im Beispiel der Bezug auf die Konstituentenstruktur. Unter Berücksichtigung von 3 kommt man zu Formulierungen der folgenden Art.

- (4) a. Wenn f ein Satz ist mit der Konstituentenstruktur k und wenn f_1, f_2 Konstituenten von f mit k sind, dann ist f_1 Präpositionalobjekt zu f_2 , wenn gilt
 1. f_1 ist PrGr in f mit k
 2. f_2 ist V in f mit k
 3. f_1 und f_2 sind f mit k unmittelbar untergeordnet
- b. Wenn f ein Satz ist mit der Konstituentenstruktur k und wenn f_1, f_2 Konstituenten von f mit k sind, dann ist f_1 adverbiale Bestimmung zu f_2 , wenn gilt

1. f_1 ist PrGr in f mit k
2. f_2 ist S in f mit k
3. f_1 und f_2 sind f mit k unmittelbar untergeordnet
- c. Wenn f eine NGr ist mit der Konstituentenstruktur k und wenn f_1, f_2 Konstituenten von f mit k sind, dann ist f_1 Präpositionalattribut zu f_2 , wenn gilt
 1. f_1 ist PrGr in f mit k
 2. f_2 ist N in f mit k
 3. f_1 und f_2 sind f mit k unmittelbar untergeordnet

Der Leser möge sich anhand von 3a–c vergewissern, daß die in 4a–c genannten Bedingungen tatsächlich erfüllt sind und daß man so Aussagen darüber machen kann, wann eine Präpositionalgruppe die eine oder die andere syntaktische Funktion hat. In den Sätzen aus 4 wird jeweils eine bestimmte Konstituente (f_1) zu einer anderen (f_2) in Beziehung gesetzt. f_1 ist die Konstituente, um deren Funktion es geht, beispielsweise das Präpositionalobjekt auf der Startbahn gemäß 3a und 4a. Wir wollen sagen, daß diese Konstituente sich im Vorbereich der syntaktischen Relation befindet. Entsprechend befindet sich f_2 im Nachbereich der Relation. Da syntaktische Relationen in der Regel zweistellig sind, läßt sich meist auf diese Weise ein Vorbereich und ein Nachbereich angeben.

Zur Explikation dessen, was wir unter Präpositionalobjekt usw. verstehen wollen, bedienen wir uns in 4 der kategorialen Redeweise. Das kann man verallgemeinern: Relationale Begriffe definieren wir mithilfe von kategorialen und niemals umgekehrt. Eine solche Definition berücksichtigt die syntaktischen Merkmale, mit denen die zu definierende Größe von allen anderen unterschieden werden kann. Wenn eine PrGr im Deutschen nur die in 4 genannten drei Funktionen haben kann, dann genügt es, genau diese drei Funktionen voneinander zu trennen, um zu einer Definition für ›Präpositionalobjekt im Deutschen‹ zu kommen. Hat man umgekehrt alle für das Bestehen einer Relation relevanten syntaktischen Merkmale in einem Satz wie 4a erfaßt, so läßt sich für jede PrGr in einem Satz des Deutschen, dessen Struktur bekannt ist, feststellen, ob sie Präpositionalobjekt ist oder nicht.

In der relationalen Redeweise kann man auf einfache Weise ausdrücken, daß syntaktische Einheiten mit einer bestimmten Form, hier die Präpositionalgruppen, in unterschiedlicher syntaktischer Funktion vorkommen. Das gilt für das Deutsche allgemein, denn die meisten Einheiten kommen in mehreren Funktionen vor. Das relationale Begriffssystem gewinnt seine Eleganz und Sinnhaftigkeit umgekehrt auch dadurch, daß man syntaktischen Einheiten unterschiedlicher Form dieselbe syntaktische Funktion zuschreibt. Nach üblicher Auffassung enthalten die Sätze in 5 alle ein direktes Objekt zu **verspricht**.

- (5) a. **Karl verspricht eine pünktliche Bezahlung**
- b. **Karl verspricht, pünktlich zu bezahlen**
- c. **Karl verspricht, daß er pünktlich bezahlt**

Dieses Objekt hat aber in 5a die Form einer Nominalgruppe, in 5b die Form einer Infinitivgruppe und in 5c die eines **daß**-Satzes. Als Indiz dafür, daß Einheiten derart unterschiedlicher Form in der Tat dieselbe Funktion haben, mag zunächst genügen, daß 5a–c im wesentlichen dieselbe Bedeutung haben (Genaueres 3.2). Eine Definition für ›direktes Objekt im Deutschen‹ hätte also zu berücksichtigen, daß das direkte Objekt unterschiedliche Form annehmen kann. Auch dies ist zu verallgemeinern: Fast jede syntaktische Relation kann im Vorbereich Einheiten unterschiedlicher Form haben.

Das Verhältnis von Form und Funktion ist für die Syntax des Deutschen so geregelt, daß eine Form generell mehrere Funktionen erfüllen kann und daß eine Funktion generell von mehreren Formen erfüllt werden kann. Eine Eindeutigkeit gibt es weder in der einen noch in der anderen Richtung. Dieser Tatsache wird nicht in allen Grammatiken genügend Aufmerksamkeit geschenkt. Zwar werden fast überall kategoriale und relationale Begriffe nebeneinander verwendet, aber oft genug bleibt unklar, wie sich beide Terminologien zueinander verhalten und warum mal die eine und mal die andere bevorzugt wird. Noch schwerwiegender ist die Vermischung beider Redeweisen. Chomsky warnt (1969: 95): »Funktionale Begriffe wie ›Subjekt‹ und ›Prädikat‹ sind scharf von kategorialen Begriffen wie ›Nominal-Komplex‹ (NP), ›Verb‹ zu trennen. Die Unterscheidung darf nicht durch den zufälligen Gebrauch des gleichen Namens für Begriffe beider Bereiche vermischt werden.«

Vorbildlich ist in diesem Punkt etwa die ›Neuhochdeutsche Grammatik‹ von Friedrich Blatz aus den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts (Blatz 1896; 1900). Sie trennt schon vom Aufbau her Kategorien von Funktionen und betrachtet das Deutsche systematisch unter beiderlei Aspekt. Blatz widmet den ersten Band seiner Grammatik (neben der Lautlehre) im wesentlichen der Wortlehre und diese zum allergrößten Teil der Wortformenlehre. Darunter versteht er außer der historischen Entwicklung der Wortformen ungefähr das, was wir den formalen Aufbau der einfachen syntaktischen Einheiten nennen würden. Behandelt werden die Flexion (Deklination, Komparation, Konjugation) der Hauptwortarten sowie einige Formeigenschaften einelementiger Paradigmen (Adverbien, Präpositionen, Konjunktionen). Eine Kategorie wie Genitiv etwa tritt beim Substantiv so in Erscheinung, daß alle möglichen Arten der Genitivbildung von Substantiven genannt werden. ›Genitiv‹ ist eine Klasse von substantivischen Formen, die unabhängig davon betrachtet wird, wo diese Formen vorkommen; ›Genitiv‹ ist exakt das, was wir eine Einheitenkategorie des Substantivs nennen würden.

Der zweite Band, die Syntax, gliedert den ersten Abschnitt über den Aufbau des einfachen Satzes in die Kapitel ›I. Satzglieder‹ und ›II. Verwendung der Wortarten und Wortformen zur Bildung von Satzgliedern und Sätzen‹. Unter I wird besprochen, wie die ›Satzglieder‹ (das sind für Blatz Subjekt, Objekt, Attribut u.a.) aufgebaut sind. Der Genitiv kommt u.a. vor als Genitivobjekt und als Genitivattribut. Dieses Kapitel geht also aus von relationalen Begriffen, mit denen die syntaktische Funktion der Satzglieder vorgegeben ist, und untersucht, wie diese Funktionen gefüllt sind, mit welchen formalen Mitteln sie realisiert sind. Das zweite Kapitel fragt dann genau umgekehrt. Hier gibt es innerhalb der Kasuslehre einen Abschnitt über den Genitiv, in dem alle möglichen Verwendungsweisen des Genitivs zusammengestellt sind, in dem also das

explizit gemacht wird, was sich der Leser im Prinzip auch aus dem I. Kapitel zusammensuchen kann: der Genitiv als Attribut, als Objekt usw. Die drei Darstellungsschritte der Grammatik im Überblick:

- (6) 1. Schritt: Formenlehre
- Chinas** ist der Genitiv von **China**^{WP}
 - des Jungen** ist der Genitiv von **der Junge**^{WP}
2. Schritt: Satzgliedlehre
- sich erinnern** nimmt ein Genitivobjekt, also haben wir **Er erinnert sich Chinas / des Jungen**
 - Bei jedem Substantiv kann ein Genitivattribut stehen, also haben wir **die Regierung Chinas; das Alter des Jungen**
3. Schritt: Lehre von der Verwendung der Formen
- Der Genitiv kommt als Objekt vor, deshalb haben wir **Er erinnert sich Chinas / des Jungen**
 - Der Genitiv kommt als Attribut vor, deshalb haben wir **die Regierung Chinas; das Alter des Jungen**

Der erste Schritt liefert eine Übersicht darüber, welche Formen es gibt. Der zweite Schritt liefert eine Übersicht darüber, welche syntaktischen Funktionen es im Deutschen gibt und wie sie mithilfe der vorhandenen Formen realisiert werden. Der dritte Schritt liefert eine Übersicht darüber, welche syntaktischen Funktionen jede einzelne Form haben kann. Bei strenger Durchführung des Konzepts (die bei Blatz selbstverständlich nur im Ansatz gegeben ist) sind der zweite und der dritte Schritt formal komplementär und inhaltlich letztlich identisch.

Es wäre daher möglich, den dritten Schritt der Grammatik unmittelbar an den ersten anzuschließen und dabei den Gebrauch relationaler Ausdrücke ganz zu vermeiden. Anstelle von 6.2 und 6.3 erhielte man 7.

- (7) 2. Schritt: Lehre von der Verwendung der Formen
- Ein Genitivnominal bildet zusammen mit einem Nominativnominal und dem Verb **sich erinnern** einen Satz, also haben wir **Er erinnert sich Chinas / des Jungen**
 - Ein Genitivnominal bildet zusammen mit einem anderen Nominal eine NGr, deshalb haben wir **die Regierung Chinas; das Alter des Jungen**

Relationale Begriffe sind hier ganz vermieden. Daß wir das Ergebnis von 7a ein Objekt nennen und das Ergebnis von 7b ein Attribut, kommt nicht zur Sprache. Auch Blatz könnte daher ohne relationale Begriffe auskommen und dennoch substantiell die gleichen Aussagen in seiner Grammatik machen wie jetzt.

Wenn man also relationale Begriffe ganz vermeiden kann und wenn Einigkeit darüber besteht, daß kategoriale und relationale nicht miteinander vermischt werden dürfen, wie sollte man dann in dieser Hinsicht verfahren? Wann ist die Verwendung relationaler Begriffe nützlich? (Eine übersichtliche Darstellung zu dieser theoretisch eminent wichtigen Frage in Primus 1993).

Chomsky (1969: 100f.) vermutet »Die traditionelle Grammatik scheint solche Relationen dort zu definieren, wo Selektionsbeschränkungen über dieses Kategorienpaar [gemeint sind die Kategorien im Vor- und Nachbereich der Relation] entscheiden. So ist die Wahl des Hauptverbs durch die Wahl des Subjekts und Objekts determiniert, Subjekt und Objekt hingegen können generell unabhängig voneinander gewählt werden, und es gibt demzufolge zwischen den beiden keine grammatische Relation der besprochenen Art.« Solche Selektionsbeschränkungen regeln, welche Subjekte mit welchen Prädikaten und welche Prädikate mit welchen Objekten semantisch verträglich sind. Es sind Regeln, die erklären sollen, warum in einem Satz wie **Dieser Birnbaum liest wöchentlich zwei Fahrräder** Subjekt und Objekt nicht zum Verb passen. Danach hätten die grammatischen Relationen etwas mit den semantischen Beschränkungen zu tun, denen die Regeln zur Bildung größerer Einheiten wie der Sätze aus kleineren Einheiten unterliegen. Sie wären nicht nur formbezogen, sondern auch bedeutungsbezogen.

So nimmt auch Katz (1972: 109ff.) an, daß zur Herleitung der Bedeutung eines Satzes nicht sämtliche Information benötigt wird, die in der syntaktischen Struktur des Satzes zur Verfügung steht. Man benötige – außer den Bedeutungen der elementaren Bestandteile des Satzes – vielmehr nur genau den Teil der syntaktischen Information, der auch benötigt wird, um die syntaktischen Relationen zu definieren. Wir haben schon angedeutet, daß die Definition von Subjekt, Prädikat usw. im wesentlichen darin besteht, Konstruktionen voneinander abzugrenzen. Ein Begriff wie »Subjekt« wird nicht damit definiert, daß man alle syntaktischen Merkmale zusammenstellt, die die Subjektausdrücke haben, sondern indem man das Subjekt von den Größen syntaktisch abgrenzt, mit denen es verwechselt werden könnte, also etwa von den Objekten.

Katz' Gedanke würde erklären, warum sich relationale Begriffe neben kategorialen so hartnäckig halten. Relationale Begriffe wären in einer Grammatik mit einer expliziten Syntax nicht nur möglich, sondern sie wären auch sinnvoll. Wie wir wissen, kennzeichnet die syntaktische Struktur die Form syntaktischer Einheiten *vollständig und unabhängig von ihrer Funktion*. Der syntaktischen Struktur selbst ist ja nichts darüber zu entnehmen, welche Merkmale der Form entscheidend sind für die Satzbedeutung, welche bestimmten rhetorischen oder stilistischen Zwecken dienen, welche der Verbesserung der Verständlichkeit des Satzes dienen usw. Mit den syntaktischen Relationen würde eine und die wichtigste Funktion der Form von Sätzen, nämlich die Konstitution und Kodierung von Satzbedeutungen, besonders herausgehoben. Sätze wie **Sonja verpaßt den Zug** und **Den Zug verpaßt Sonja** unterscheiden sich syntaktisch erheblich voneinander, sie unterscheiden sich aber nicht in Hinsicht auf ihre relationale Struktur (beide bestehen aus Subjekt, Prädikat und Objekt) und sie unterscheiden sich folglich nicht in ihrer Bedeutung.

Auch Lieb beruft sich auf den traditionell vorgegebenen Gebrauch relationaler Ausdrücke (1980a: 90): »Es ist eine traditionelle Einsicht, daß die sog. syntaktischen Relationen wie »Subjekt« und »Prädikat« eine Rolle spielen, wenn es um den Aufbau von Satzbedeutungen aus Wortbedeutungen geht. Diese Einsicht bildet den Ausgangspunkt unserer eigenen Überlegungen.« Die Zuweisung von einer oder von mehreren Bedeutungen zu einem Satz sollte sich der

syntaktischen Relationen bedienen, die ihrerseits über syntaktischen Strukturen definiert sind. Lieb bezeichnet deshalb relationale Ausdrücke als das Verbindungsstück (link) zwischen der Form von Sätzen und ihrer Bedeutung (1977: 54; 1983: 63 ff.). Damit gewinnt der Gedanke weiter an Gestalt, daß die kategoriale Redeweise die »eigentlich syntaktische ist«, die verwendet wird, wenn es um die Explikation der Form von Sätzen geht, während die relationale, obwohl ebenfalls rein syntaktisch, dann verwendet wird, wenn syntaktische Fakten auf semantische bezogen werden sollen. Die Verbindung wird hergestellt, indem funktionalen Ausdrücken wie Subjekt und Attribut ein »semantischer Gehalt« zugeschrieben wird. Der semantische Gehalt einer syntaktischen Relation ist etwa das, was häufig auch »Konstruktionsbedeutung« genannt wird: Kennt man die Bedeutung der im Satz vorkommenden elementaren Einheiten und die Bedeutungen aller in ihm vorkommenden Konstruktionen, so kann seine Gesamtbedeutung ermittelt werden.

Entscheidend ist nun, daß der *gesamte* Prozeß der Bedeutungszuordnung über relationale bzw. funktionale Begriffe abgewickelt werden soll, d.h. die Bedeutung eines Satzes ergibt sich allein aufgrund der Bedeutungen der elementaren Einheiten und des semantischen Gehalts der syntaktischen Relationen. Bei der Herleitung der Bedeutung wird überhaupt nicht mehr direkt auf die syntaktische Struktur zurückgegriffen, sondern nur noch indirekt auf dem Wege über die syntaktischen Relationen. Was immer an syntaktischer Information für die Satzbedeutung relevant ist, muß mit Hilfe von relationalen Begriffen erfaßbar sein.

Das bedeutet, daß man wesentlich mehr relationale Begriffe braucht als in der traditionellen Grammatik üblich sind. Wie man sich eine solche Erweiterung der Begrifflichkeit vorstellen kann, wird im nächsten Abschnitt gezeigt.

Wir werden in unserer Grammatik relationale Begriffe in diesem Sinne verwenden, wenn es um den Zusammenhang von Form und Bedeutung geht. Aber wir verwenden sie auch, wenn das innerhalb der Syntax zu einer einfachen und übersichtlichen Redeweise führt. Es sollte klar sein, daß damit am Vorrang der kategorialen Begriffe nicht gerüttelt wird.

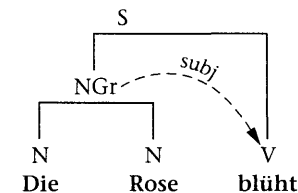
2.3.2 Syntaktische Relationen im Deutschen

In diesem Abschnitt stellen wir eine Liste der wichtigsten syntaktischen Relationen für das Deutsche zusammen. Diese Liste enthält weder genaue Definitionen noch auch nur halbwegs vollständige Beschreibungen der einzelnen Relationen. Sie dient als erste Orientierung und als Vereinbarung darüber, wie relationale Begriffe im weiteren verwendet werden. Sie soll auch noch einmal die grundlegende Einsicht illustrieren, daß einerseits Ausdrücke einer bestimmten Kategorie in unterschiedlicher syntaktischer Funktion auftreten können und daß andererseits eine bestimmte syntaktische Funktion von Ausdrücken ganz unterschiedlicher Form erfüllt werden kann.

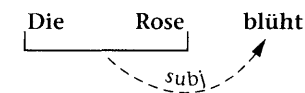
1. *Subjekt*. Im Vorbereitung der Subjektrelation treten Nomina und NGr im Nominativ auf (1a–d), ferner *zu*-Infinitive (1e), indirekte Fragesätze (1f) und konjunktionale Nebensätze (1g).

Im Nachbereich der Subjektrelation treten Vollverben auf (1a,c,g) neben Kopulaverben (1e,f)

(1) a.



b.



c. Sie blüht

d. Große Hunde können selten beißen

e. Früh aufzustehen ist nicht leicht

f. Wieviel das kostet, wird nicht bekannt

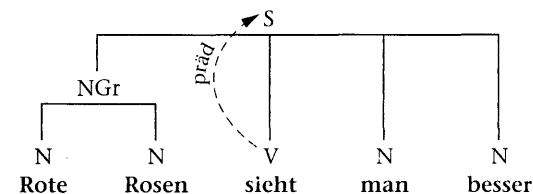
g. Daß die Regierung zurücktritt, überrascht uns sehr

und Modalverben (1d). Das Subjekt korrespondiert formal mit der finiten Form des Verbs hinsichtlich Person und Numerus (»Verbalkongruenz«). In Hinsicht auf die Form (Kategorie im Vorbereitung) wird das Subjekt vom Vollverb bzw. vom Prädikatsnomen regiert (Näheres 3.1; 3.2).

Das Bestehen der Subjektrelation wie von syntaktischen Relationen allgemein kennzeichnen wir durch eine gestrichelte Pfeillinie wie in 1a, die die Konstituente im Vorbereitung mit der im Nachbereich verbindet. Manchmal verwenden wir stattdessen auch die platzsparende Schreibweise 1b.

2. *Prädikat*. Als Prädikat bezeichnen wir die größte Form eines Verbs, die einem S, einer Igr oder PtGr unmittelbar untergeordnet ist. Im Vorbereitung der Prädikatrelation treten demnach zunächst Formen von Vollverben (2a, b) und Kopulaverben (2c, d) auf. Wir sprechen von der »größten Form eines Verbs« als dem Prädikat, weil wir bei zusammengesetzten Verbformen wie in 2b die ganze Form als Prädikat ansehen wollen. Das Prädikat von 2b ist also nicht **hat** sondern **hat gesehen**. In Sätzen mit Modalverb wie 2e bildet die Konstituente aus Modalverb + größter Verbform das Prädikat, in 2e also **mußte rechnen**. Das Prädikat ist in solchen Fällen eine VGr (3.3). Im Nachbereich der Prädikatrelation findet sich meist die Kategorie S, wir sprechen dann vom Prädikat eines Satzes.

(2) a.



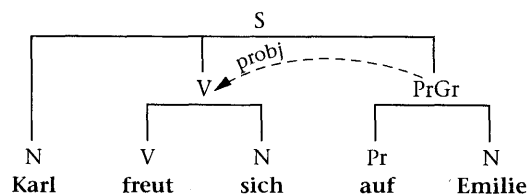
- b. Rote Rosen hat man schon immer besser gesehen
- c. Berlin bleibt doch Berlin
- d. Karl wird klüger und klüger
- e. Niemand mußte mit soviel Vergeßlichkeit rechnen

3. *Objekt.* Im Nachbereich der Objektrelation tritt die Form eines Vollverbs auf, von dem das Objekt regiert wird. Hinsichtlich seiner Form ist das Objekt sehr variabel. Im Vorbereich kommen Nomina im Genitiv (5), Dativ (4) und Akkusativ (5a) vor. Vom Prototyp des akkusativischen Objekts sprechen wir auch als dem direkten Objekt, vom dativischen als dem indirekten Objekt. Insbesondere die Stelle des direkten Objekts kann auch von *zu*-Infinitiven (5b), indirekten Fragesätzen (5c) und konjunkionalen Nebensätzen (5d) besetzt sein, verhält sich also ähnlich wie das Subjekt. Auch Verbzweitsätze sind als direkte Objekte möglich (5e).

- (3) Der Vorschlag bedarf deiner Unterstützung
- (4) Wir trauen ihm
- (5) a. Karl lernt Italienisch
- b. Karl lernt, sich zu benehmen
- c. Karl lernt, wie ein Schornstein gemauert wird
- d. Karl lernt, daß man es ohne Krawatte zu nichts bringt
- e. Karl lernt, Kurt habe die Sachsen befreit

Neben den Objekten in obliquen Kasus steht die große Gruppe der Präpositionalobjekte (6a,b). Wird die Stelle des Präpositionalobjekts von einem *zu*-Infinitiv oder einem Satz besetzt, so wird es häufig (manchmal auch obligatorisch) mit einem sog. Pronominaladverb wie *darauf*, *darüber* als ›Korrelat‹ angeschlossen (6c–e).

(6) a.

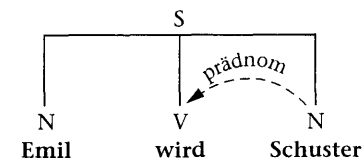


- b. Karl freut sich über Emilie
- c. Karl freut sich (darüber), Emilie wiederzusehen
- d. Karl freut sich darüber, wie Egon aussieht
- e. Karl freut sich (darüber), daß Egon ihm hilft

4. *Prädikatsnomen.* Das Prädikatsnomen ist ein Nominal im Nominativ (7a–c) oder ein Adjektiv in der Kurzform (7d,e). Im Nachbereich dieser Relation findet sich immer die Form eines Kopulaverbs. Das Prädikatsnomen wird vom Verb regiert, hat daneben aber eine enge syntaktische Beziehung zum Subjekt.

Die von einem Verb regierten Größen (Subjekt, Objekt, Prädikatsnomen) fassen wir unter dem Begriff Ergänzung (erg) oder Komplement zusammen. Ergänzungen haben im Nachbereich eine verbale Konstituente. Streng genommen muß man also von einem ›Subjekt zum Verb / zur Verbalgruppe‹ sprechen. Wir nehmen uns, wenn keine Mißverständnisse möglich sind, die Freiheit, auch vom ›Subjekt des Satzes‹, ›Objekt des Satzes‹ usw. zu sprechen.

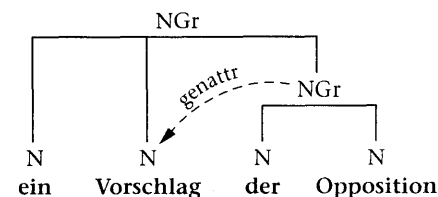
(7) a.



- b. Paula ist die Klügste von allen
- c. Wir waren das nicht
- d. Stadtamseln sind neurotisch
- e. Der Otter ist bei uns ausgestorben

5. *Attribut.* Wir fassen den Attributbegriff so, daß im Nachbereich dieser Relation ein Substantiv oder Pronomen auftritt. Dieses Substantiv oder Pronomen bezeichnen wir als Kern der Attributkonstruktion (*Vorschlag* in 8a, s.u.). Je nach Kategorie im Vorbereich werden dann das Genitiv-Attribut (8a), das Präpositionalattribut (8b), das infinitivische Attribut (8c), das Satzattribut (8d, e), das adjektivische Attribut (8f), das Relativsatzattribut (8g) und als Sonderform die sogenannte enge Apposition (8h,i) unterschieden. Letztere wird nicht in allen Grammatiken zu den Attributen gerechnet. Attribute sind immer NGr untergeordnet. Das Attribut wird im Einzelnen in Kap. 8 behandelt.

(8) a.

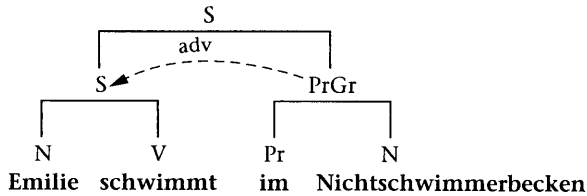


- b. die Idee von Renate
- c. die Idee, nach München zu fahren
- d. die Frage, wie das weitergehen soll
- e. der Vorschlag, daß Paul das machen soll
- f. ein ganz neuer Vorschlag
- g. ein Vorschlag, der ganz neu ist
- h. die Studiengruppe ›Verbvalenz‹
- i. zwei Pfund gebrannte Mandeln

6. *Adverbiale Bestimmung.* Die adverbiale Bestimmung (adv) ist die heterogenste unter den gebräuchlichen syntaktischen Relationen, ein typischer Restbegriff, der auch terminologisch besondere Schwierigkeiten bereitet (7.1). Wir zählen zu den adverbialen Bestimmungen als erste große Gruppe PrGr (9a,b) und Adverbien (9c,d), die Sätze modifizieren, also Sätzen nebengeordnet sind. Außerdem die Adverbialsätze (9e) sowie bestimmte IGr (9f) und PtGr (9g). Statt von adverbialen Bestimmungen spricht man hier auch von *Konjunkten*.

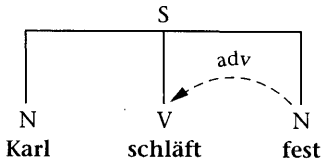
Die zweite große Gruppe bilden die adverbialen Adjektive wie in (10a,b). Sie modifizieren nicht den Satz, sondern das Verb. Zu den adverbialen Bestimmungen werden meist auch Einheiten wie *sehr* gerechnet, die zu Ausdrücken unterschiedlicher Kategorie treten können (10c,d). In mancher Beziehung besteht für solche Ausdrücke intuitiv eine Nähe zu den Attributen.

(9) a.



- b. Renate arbeitet bei Opel
- c. Karl schläft hier
- d. Karl schläft verständlicherweise
- e. Karl schläft, weil er müde ist
- f. Renate arbeitet, um fertig zu werden
- g. Renate arbeitet, vom Erfolg beflügelt

(10) a.



- b. Egon benimmt sich schauerhaft
- c. Egon fürchtet sich sehr
- d. Emilie hat eine sehr gute Begabung für Orthographie und Zeichensetzung

Die einem Satzknotten unmittelbar untergeordneten Konstituenten fungieren in der Regel als Prädikat, Ergänzung oder adverbiale Bestimmung. Konstituenten in diesen Funktionen werden deshalb häufig Satzglieder genannt (Sitta 1984: 8ff.). Wir machen gelegentlich von dieser Bezeichnung Gebrauch.
Zum relationalen Vokabular im weiteren Sinne gehören auch die Begriffe

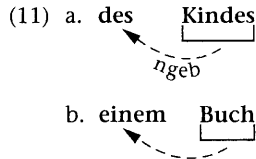
Hauptsatz und Nebensatz, denn auch sie sagen etwas über die Stellung einer Kategorie (Satz) in einer Struktur aus. Als Nebensätze wollen wir Sätze in adverbialer, attributiver und in Ergänzungsfunktion bezeichnen.

An der überkommenen Unterscheidung von Haupt- und Nebensatz ist oft Kritik geübt worden (Harweg 1971; Vater 1976; Fabricius-Hansen 1992). Problematisch ist sie vor allem bei Satzgefügen mit Ergänzungssätzen. Streicht man etwa in **Karl erwartet, daß Paul ihm schreibt** den Nebensatz, dann bleibt **Karl erwartet** übrig. Dieser Ausdruck ist für sich nicht einmal grammatisch, er ist also auch kein Satz und man kann ihn schon deshalb nicht den Hauptsatz nennen. Als Hauptsatz kann hier nur das gesamte Satzgefüge gelten, der Nebensatz ist also Bestandteil des Hauptsatzes.

Anstelle von Haupt- und Nebensatz wird im Anschluß an die Redeweise der generativen Grammatik auch von Matrix- und Konstituentensatz gesprochen. Nebensätze in der Funktion von Ergänzungen werden häufig als Komplementsätze bezeichnet. Gelegentlich faßt man auch die Adverbialsätze unter diesen Begriff. Wenn wir in der Grammatik solche Ausdrücke verwenden, dann nur so, daß keine Mißverständnisse über das jeweils Gemeinte entstehen.

Damit ist das traditionelle Vokabular zur Bezeichnung syntaktischer Relationen im wesentlichen erschöpft. Wir fassen diese Gruppe unter der Bezeichnung *Bestimmungsrelationen* zusammen. Bleibt das relationale Vokabular auf sie beschränkt, dann ist zwar der Zugriff auf viele, aber längst nicht auf alle Konstituenten eines Satzes möglich. Will man das erreichen und etwa auch auf Artikel, Präpositionen und Konjunktionen Bezug nehmen, dann muß das relationale Vokabular entsprechend erweitert werden. Wir führen dazu einen zweiten Typ von syntaktischer Relation ein und nennen ihn *Bereichsrelationen* (Eisenberg u.a. 1975: 85ff.). Wie die Bestimmungsrelationen so sind die Bereichsrelationen basiert auf syntagmatischen Beziehungen zwischen Konstituenten. Im Vorbereitung von Bereichsrelationen treten nur einfache Konstituenten auf und wir sagen dann, daß die Konstituenten im Nachbereich an die im Vorbereitung »gebunden« sind. Im Einzelnen werden unterschieden:

1. *Nominale Bindung.* Sie besteht zwischen einem Substantiv und seinem Artikel.

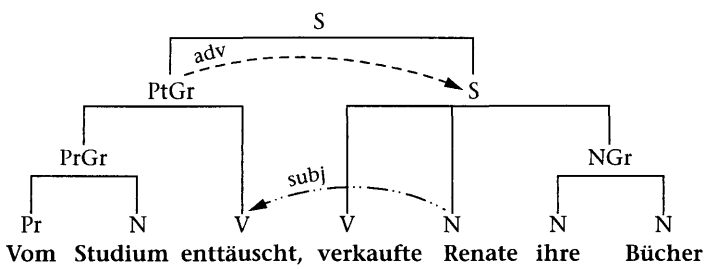


2. *Verbale Bindung.* Sie besteht zwischen den Formen einer zusammengesetzten Verbform (12a,b) oder VGr (12c,d). Die Relationen werden so angesetzt, daß sie den Rektionsverhältnissen folgen (3.4; 4.1). Die Beispiele zeigen verbale Konstituenten im konjunkionalen Nebensatz.

- (15) a. Karl ist es gewöhnt, pünktlich zu sein
 progeb
 b. Willi glaubt nicht daran, daß es Neuwahlen gibt

Ein Prinzip dieser Art kann aber nicht verallgemeinert werden. In einer Reihe von Fällen wollen wir auch Konstituenten aufeinander beziehen, die strukturell weit auseinander liegen. Ein Beispiel gibt 17.

(17)



Die PtGr **vom Studium enttäuscht** ist adverbiale Bestimmung zum Satz **verkaufte Renate ihre Bücher**. Die PtGr selbst besteht aus Prädikat und Präpositionalobjekt, ein Subjekt hat sie nicht. Sie wird aber so verstanden, als sei **Renate** ihr Subjekt, denn es ist Renate, die vom Studium enttäuscht ist. Das Prädikat der PtGr *sucht* sich also sein Subjekt außerhalb der PtGr und findet es im Subjekt des Hauptsatzes. Wir sagen dann, **Renate** sei *indirektes Subjekt* zu **enttäuscht**. Für die indirekte Subjektrelation gelten offenbar andere syntaktische Bedingungen als für die direkte. Indirektes Subjekt und Prädikat korrespondieren nicht hinsichtlich Person und Numerus, und sie sind einander nicht nebengeordnet.

Außer für die Partizipialgruppe, deren Grammatik wir nicht in den Einzelheiten besprechen (dazu Rath 1971; 1979; Kvam 1984; Bresson/Dalmas Hg. 1994), spielt die indirekte Subjektrelation vor allem eine Rolle bei den Infinitivkonstruktionen. In **Karl versucht, Fritz zu treffen** ist **Karl** indirektes Subjekt zum Infinitiv (11.2). Auch andere indirekte Relationen als die Subjektrelation kommen vor, beispielsweise bei den Vergleichssätzen (12.3). Wenn wir von indirekten Relationen Gebrauch machen, wird das immer ausdrücklich hervorgehoben. Wir verschaffen uns auf diese Weise die Möglichkeit, strukturell beliebig entfernte Konstituenten aufeinander zu beziehen, wenn das notwendig ist. Entscheidend dabei ist nur, daß die Beziehung zwischen den Konstituenten *rein syntaktisch* hergestellt wird, denn die indirekten sollen syntaktische Relationen sein ebenso wie die direkten.

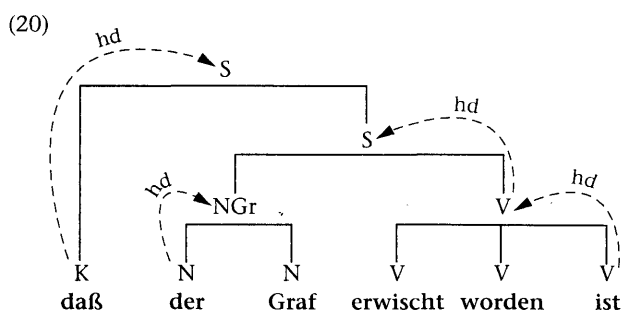
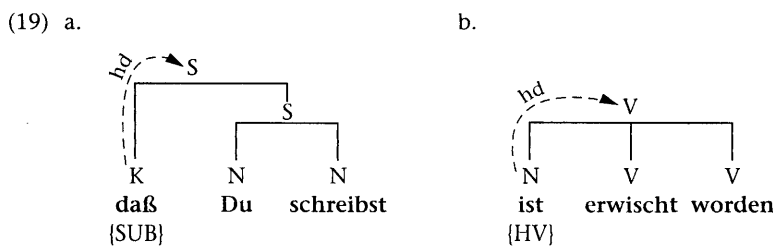
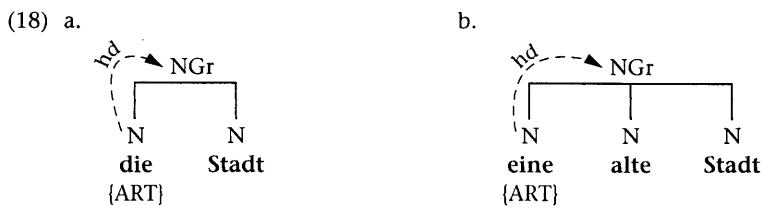
Zur deutlichen Unterscheidung von den direkten markieren wir indirekte Relationen mit einer Doppelpunkt-Strichlinie (17).

Kehren wir nun noch einmal zu den direkten Konstituentenrelationen zurück. Mit der Unterscheidung von Bestimmungs- und Bereichsrelationen ist die Frage aufgeworfen, ob man angesichts ihrer Vielzahl nicht zu einer weiteren Typisierung kommen kann.

Die Unterscheidung von Bestimmungs- und Bereichsrelationen nimmt die traditionelle von Autosemantika und Synsemantika auf, die ihrerseits zusammenhängt mit der Klassifikation in lexikalische und Funktionswörter (2.1). Besonders auf Seiten der Funktionswörter ist damit in der Literatur nicht immer dasselbe gemeint, aber fast immer zählt man zu den Funktionswörtern die Artikel, die subordinierenden Konjunktionen und die Hilfsverben, alle drei als Bestandteile komplexer Konstituenten. Die Begründung für solche Zuordnungen ist wiederum uneinheitlich. Häufig geht es lediglich um den Wort-

begriff (»nicht semantisch autonom«, z.B. Grundzüge: 462 ff.), aber es werden auch verschiedene syntaktische Gegebenheiten an die Funktionswörter gebunden. Weinrich (1993) beispielsweise braucht Artikel, subordinierende Konjunktionen und finite Hilfsverben als klammeröffnend für die Nominal-, die Adjunkt- und die Verbalklammer. Noch viel weiter geht die Funktion, die man ihnen als DET (Determiner), COMP (Complementizer) und INFL (flektiertes Hilfsverb oder Verblexiv) innerhalb ihrer jeweiligen Konsumenten zuschreibt: als »funktionale Kategorien« konstituieren sie das, was wir im folgenden *syntaktischer Kopf* nennen wollen (s. z.B. Olsen/Fanselow Hg. 1991; Gallmann/Lindauer 1994; Borsley 1997; zur Herausbildung syntaktischer Köpfe im Zusammenhang des Übergangs vom synthetischen zum analytischen Sprachbau Wolf 1981; Ägel 1996; Primus 1997).

Anders als in der generativen Grammatik, in der das Problem mit den genannten Begriffen rein kategorial bearbeitet wird, bleiben wir bei der funktionalen Redeweise und sagen, ein Artikel ist Kopf (hd für engl. head) seiner NGr (18 mit ART als Wortkategorie für Artikel). Eine subordinierende Konjunktion SUB ist Kopf eines Satzes mit Finitum in Letztposition (19a) und eine finite Verbform ist Kopf ihrer Gesamtverbform bzw. VGr. (19b). 20 zeigt ein Beispiel, in dem alle drei Kopffunktionen realisiert sind, wobei das finite Hilfsverb über die Verbform zum Kopf seines Satzes wird.



Anders als bei den Köpfen kommt es bei den Kernen häufig gerade darauf an, welche Art von Konstituenten in welcher Zahl sie regieren. Viele Kerne haben als Charakteristikum eine bestimmte Stelligkeit. Für die Ausdrücke, die zu einem Kern treten können, lassen sich analog zur Morphologie zwei Relationstypen unterscheiden, nämlich die Komplemente (kmp) und die Modifikatoren (mod). Komplemente sind subklassenspezifisch für die Elemente einer Kategorie. Ihr Prototyp sind die vom Verb valenzgebundenen Satzglieder, die zur Unterscheidung von transitiven Verben, intransitiven Verben usw. führen. Modifikatoren führen nicht zu einer solchen Subklassifizierung, d.h. sie sind im prototypischen Vorkommen kategorial regiert und fakultativ wie z.B. die Attribute (zum relationalen Status der Adjunkte Abschnitt 7). Zur Illustration gibt 21 ein Beispiel, in dem die verallgemeinerten Konstituentenrelationen vermerkt sind.

